<36602419930016
<36602419930016
Bayer. Staatsbibliothek

~~Philol. O. 535 3~~

L. germ.

8 / 1,114

Adelung

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Magazin
für die
Deutsche Sprache.

Von
Johann Christoph Adelung.

Ersten Jahrganges erstes Stück.

Leipzig, 1782.
auf Kosten des Verfassers.
In Commission zu haben auf der hiesigen Zeitungs=Expedition, in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Breitkopfischen Buchhandlung.

Vorrede.

Die Liebe der Deutschen für ihre Muttersprache scheinet vorzüglich in unsern Tagen zu erwachen, wenigstens hat man sich wohl nicht leicht zu irgend einer andern Zeit so viel mit ihr zu schaffen gemacht, als eben jetzt. Dieß hat mich bewogen, derselben eine eigene Quartal-Schrift zu widmen, von welcher hiermit das erste Stück erscheinet.

Aus demselben wird man auch bereits die Einrichtung ersehen können, welche ich dieser Schrift zu geben denke. Abhandlungen über die Geschichte, Richtigkeit und Reinigkeit der Sprache, werden immer den vornehmsten Theil dieses Journales ausmachen. Mit Recensionen werde ich sparsamer seyn, weil des Recensierens in unsern Zeiten ohnehin schon genug ist, obgleich Schriften über die Sprache immer am schlechtesten und seichtesten beurtheilet zu werden pflegen. Ich werde daher

 bloß

bloß wichtige Bücher über die Sprache, oder doch solche, bey welchen sich etwas gutes und nützliches sagen läßt, anzeigen, und mich dabey nicht bloß auf das neueste einschränken, sondern auch ältere, nicht genug bekannt gewordene, oder doch aus andern Ursachen merkwürdige Schriften mitnehmen.

Ich fürchte, daß ich es durch die erste und fünfte Abhandlung in diesem Stücke mit unsern Deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein ich kann mir nun einmahl nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist. Es ist zugleich eine überaus wichtige Wahrheit, welche, wenn sie gehörig erkannt wird, allem Künsteln, Neuern und vorgegebenen Bessern an der Sprache, womit man in den Provinzen so viel Zeit und Papier verderbt, auf immer ein Ende machen muß. Sollten die von mir angeführten Gründe noch nicht überzeugend scheinen, so bin ich erbötig, jede Widerlegung meines Satzes, wenn sie nur irgend Wahrheitsliebe und Kenntniß

der Sache verräth, in diesem Magazine aufzunehmen. Mehr kann ich doch wohl nicht thun, jedermann zu überzeugen, daß es mir nicht um die Aufstellung oder Verfechtung einer neuen Meinung, sondern einig und allein um die Wahrheit zu thun ist.

Hoffentlich werde ich in Zukunft im Stande seyn, jedem Stücke dieses Magazines ein wenig mehr Abwechselung zu geben, als sich in diesem konnte anbringen lassen. Wird mich das Publicum mit seinem Beyfalle unterstützen, so wird es mir auf mehrere Jahre an nützlichem Vorrathe zur Fortsetzung dieser Quartal-Schrift nicht fehlen. Denn so eingeschränkt auch das Feld der Sprache manchem scheinen möchte, so weitläufig ist es doch, und so viel unerkanntes Gutes läßt sich noch darüber sagen.

In dem zweyten Stücke, welches in der bevorstehenden Michaelis-Messe erscheinen soll, werden ungefär folgende Gegenstände vorkommen: Nothwendigkeit der philoso-

phischen Behandlung der Sprachlehre; allgemeine Blicke auf den Gang des menschlichen Geistes in den ältern und neuern Sprachen, oder Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern; Litteratur der Deutschen Mundarten; Beytrag zur Geschichte des Deutschen Gartenbaues aus Deutschen Glossen und Vocabulariis der mittlern Zeit; von der Erneuerung veralteter Wörter; von dem so genannten weiblichen e; Muster-Karte der Reformatoren der Orthographie der ältern und neuern Zeit und so ferner.

Leipzig den 1sten Sept. 1782.

Inhalt.

I.
Abhandlungen.

1.

Was ist Hochdeutsch? Seite 1

2.

Von der Nieder-Hochdeutschen Mundart, und von Obersächsischen Sprachfehlern, S. 32

3.

Von dem Participio der Deutschen, S. 41

4.

Grundgesetz der Deutschen Orthographie, S. 59

5.

Auch etwas von der Deutschen Litteratur, S. 84

6.

Anecdote von D. Joh. Schiltern, S. 101

II. Recen-

II.

Recensionen.

7.

Carl Michaeler Tabulae parallelae antiquissimarum Dialectorum, S. 103

8.

J. S. V. Popowitschens Probe eines Deutschen Wörterbuches, S. 119

9.

J. W. Meiner philosophische Sprachlehre, S. 134

10.

J. J. Oberlins Gemma *Bonerii*, S. 149

BAYERISCHE BIBLIOTHEK MUENCHEN

Was ist Hochdeutsch?

Hochdeutsch? Ey nun, das ist die allgemeine Schriftsprache, deren sich ganz Deutschland in Büchern, und ein großer Theil der Deutschen von Stande und Erziehung auch in dem gesellschaftlichen Umgange bedienet.

Sehr wohl! Aber, wenn ist sie entstanden, diese allgemeine Schriftsprache? wie ist sie entstanden? und von wem ist sie entstanden?

„So verschieden und streitend,“ heißt es in Herrn Hemmers Deutschen Sprachlehre, (Mannheim, 1775,) S. 7, „auch alle Deutsche Mundarten sind, so gehet „doch eine gewisse Art zu reden in Deutschland im „Schwange, die überall verständlich, überall in Hoch„achtung ist. Diese bindet sich an keine besondere „Mundart, sondern nimmt das Gewöhnlichste und „Beste aus allen Mundarten heraus. Das ist also „eine ausgesuchte Sprache, eine auserlesene Mundart, „welche billig den erhabenen Nahmen der Hochdeutschen „führet.“

Das ist denn nun die gemeine Meinung fast aller, welche über die Deutsche Sprache, und besonders über das Hochdeutsche, nachgedacht und geschrieben haben, wenn sie gleich selbige nicht so deutlich an den Tag legen, als hier geschehen ist. Es ist der Mühe werth, die Sache ein wenig genauer zu untersuchen, weil sie sehr wichtig ist, wichtiger, als man gemeiniglich denkt. Der Satz heißt so: das Hochdeutsche ist eine ausgesuchte Mundart, welche sich an keine besondere Mundart bindet, sondern das Gewöhnlichste und Beste aus allen Mundarten heraus hebt. Ich könnte hier gleich wider das Gewöhnlichste und Beste einen Einwurf machen, und behaupten, daß absolute nichts in den Sprachen das Beste genannt werden könne, sondern daß dieser Ausdruck bloß in Beziehung auf jede individuelle Sprache, und auf jede individuelle Mundart in derselben genommen werden müsse, und daß in Beziehung auf sie alles gut und das Beste ist, was seine Absicht erfüllet, d. i. in seiner Sprache oder Mundart allgemein verständlich ist; daher keine Mundart etwas hergeben kann, was in Vergleichung mit andern Mundarten absolute das Beste wäre. Doch ich will mich dabey nicht aufhalten, sondern die einzelen Theile des Satzes für jetzt als richtig annehmen, und nur die Wahrheit des ganzen Satzes untersuchen. Das

Hochdeutsche sey also eine ausgesuchte Mundart, welche das Gewöhnlichste und Beste aus allen übrigen Mundarten enthält.

Aber da dringen sich denn doch gleich wieder die Fragen von selbst auf: wenn ist das Hochdeutsche aus dem Besten aller Mundarten ausgehoben und zusammen gesetzt worden? Wer waren die Männer, die das thaten, und auf wessen Gewalt und Antrieb thaten sie es? Ohne Zweiffel waren es sehr gründliche und tiefe Sprachkenner, die nicht nur alle Mundarten aus dem Grunde kannten, sondern auch das Beste in jeder auf ein Haar zu beurtheilen wußten? Man nenne uns diese großen Männer, damit man ihnen Ehrensäulen setze, die sie so sehr verdienen? Waren es etwa Sprachlehrer, o, so verdienen sie zwiefache Ehrensäulen, denn Sprachlehrer, die sich über das Beste in allen Mundarten vergleichen und daraus eine so reiche und wohl eingerichtete Sprache zusammen setzen können, verdienen gewiß als Wunder der Natur angestaunet zu werden, da seit zwey hundert Jahren noch nicht zwey Sprachlehrer über eine solche Kleinigkeit, als die Orthographie ist, einig werden können, und in unsern aufgeklärten Zeiten sich alle Sprachlehrer eher zehen Mahl die Hälse brechen, als sich über einen einigen aus

einer Mundart aufzunehmenden Ausdruck vergleichen würden.

Aber die Geschichte sagt uns von dem allen kein Wort, und sie könnte uns doch sehr vieles davon sagen, da der Ursprung des Hochdeutschen schon in die neuern Zeiten fällt, und sie würde es gewiß thun, da sie bey ihrer bekannten Schwatzhaftigkeit uns so viele unbedeutende Kleinigkeiten aufbehalten hat, die Aushebung einer allgemeinen Schriftsprache aus allen Mundarten aber eine so wichtige, und sie selbst so nahe angehende Sache ist, daß sie diese neue Sprache gewiß zuerst dazu angewandt haben würde, das Andenken ihres Ursprunges zu verewigen. Aber, wie gesagt, davon findet sich in der ganzen Geschichte, findet sich bey allen Deutschen Sprachlehrern nichts.

Da wir nun die Hoffnung, in der Geschichte unserer Sprache einige Aufklärung dieses so wichtigen Umstandes zu finden, wohl aufgeben müssen, so wollen wir, um uns zu zerstreuen, ein Paar Blicke auf die Schriftsprachen anderer Völker wenden, und sehen, ob denn auch diese durch Aushebung des Besten aus allen ihren Mundarten entstanden sind, und wie das Wunder bey ihnen zugegangen ist, oder ob ihre Schriftsprachen etwa einen andern Weg gegangen sind, und wenn dieses ist, ob sich bey dieser Gelegenheit nicht vielleicht ein Mittel

entdecken

entdecken läßt, der Deutschen Schriftsprache auf die Spur zu kommen.

So wie jedes Land von einiger Größe in mehrere Provinzen getheilet ist, so zerfällt auch jede Sprache von einigem Umfange in mehrere Mundarten. Wie diese Mundarten entstehen, oder woher sie ihren Ursprung haben, gehet uns hier jetzt nichts an, genug daß sie da sind. So lange ein Volk in einem einfachen, rohen und kümmerlichen Zustande ohne genaue engere Verbindung lebt, sind alle diese Mundarten einander an Werth, Güte und Würde gleich, und eine Schriftsprache im engsten Verstande kann ein solches Volk auch darum nicht haben, weil es in diesem Zustande nur einen sehr geringen Gebrauch von der Schrift macht, gesetzt auch, daß es sie kennet. Aber so bald es in eine allgemeine engere Verbindung tritt, so bald es zu einigem Wohlstande gelanget, so bald Künste und Wissenschaften in demselben aufblühen, kurz, so bald es einigen Fortschritt in der höhern Cultur macht, bildet sich in demselben eine allgemeine Mundart für die höhern Classen der Nation, welche denn gemeiniglich auch in Schriften gebraucht wird, und daher die Schriftsprache eines solchen Volkes heißt. Es kommt nur darauf an, wie sie entstehet, und woher sie entspringt, und diese Fragen werden sich sehr leicht beantworten

lassen, so bald wir nur den bekannten Schriftsprachen anderer Völker ein wenig aufmerksam nachspüren. Die ältern morgenländischen Sprachen sind uns nach ihren Mundarten und deren Verhältnissen gegen einander so genau nicht bekannt, daher wir bey der Griechischen anfangen wollen.

Diejenigen Gegenden, welche wir unter dem Nahmen Griechenlandes im weitesten Verstande verstehen, und in welchen die Griechische Sprache geredet ward, hatten eine Menge verschiedener Mundarten aufzuweisen, welches desto begreifflicher wird, theils weil ihre Einwohner sehr verschiedener Herkunft waren, theils aber auch, weil der ganze Landstrich selbst aus einer Menge Inseln, Küsten und durchschnittenen Gegenden bestehet. Unter diesen Mundarten sind uns die Ionische, die Dorische mit ihrer Unterart der Aeolischen, und die Attische am genauesten bekannt. In den ältern Zeiten der Griechischen Staaten, da die Cultur unter ihnen bey nahe gleich war, hatten alle Mundarten einen gleichen Werth, und jeder Schriftsteller schrieb in der Mundart seiner Provinz oder seiner Insel. Allein nach und nach ward die Attische Mundart die herrschende Schriftsprache durch ganz Griechenland, und jeder, welcher in den übrigen Provinzen Griechisch schrieb,

suchte

suchte sich ihr zu nähern, so gut er konnte. Woher erhielt sie diesen Vorzug? Etwa auch, weil man das Beste aus allen übrigen Mundarten ausgehoben und in ihr vereinigt hatte? Nichts weniger als das. Es war die alte gewöhnliche Mundart der Stadt Athen, welche durch den hohen Grad der Cultur und des Geschmackes, wodurch Athen sich so sehr vor andern Griechischen Staaten auszeichnete, die wohlklingendste und biegsamste Mundart geworden war, und um deßwillen von allen übrigen Provinzen freywillig zur allgemeinen Schriftsprache angenommen ward, und angenommen werden mußte, wenn sie nicht einen gegründeten Verdacht wider die Feinheit ihres Geschmackes erregen wollten. Daß das, was zur allgemeinen Schriftsprache angenommen ward, nicht die Sprache oder Mundart des Volkes in Athen, sondern der obern Classen war, verstehet sich von selbst, weil nur immer diese der Sitz des feinsten und besten Geschmackes sind, so sehr auch das Volk zu Athen das Volk in andern Griechischen Städten an Feinheit der Sitten und der Empfindungen, folglich auch der Sprache, übertreffen mochte.

Daß unter allen Mundarten, in welche Italien in den ältesten Zeiten getheilet war, nur allein die Mundart des Latii die herrschende, und in dieser die Mund-

art Roms die Schriftsprache nicht allein des ganzen Italiens, sondern lange Zeit der ganzen gesitteten Welt ward, könnte weniger befremden, weil Rom nicht allein alle übrige Provinzen Italiens, sondern auch einen großen Theil der damahls bekannten Welt unterjochte, und den bezwungenen Völkern mit seiner Herrschaft auch seine Sprache aufdrang. Allein, Roms Sprache würde denn doch vielleicht das Glück nicht gemacht haben, welches sie wirklich machte, wenn nicht Rom alle Provinzen Italiens, und, Griechenland ausgenommen, die ganze damahls bekannte Welt an Geschmack und Cultur übertroffen hätte; denn was von Roms Sprache die eigentliche Schriftsprache ward, war nicht die Sprache des Volkes, Rusticitas, sondern die der obern Classen, Vrbanitas im engsten Verstande. Qua, nähmlich der Vrbanitate, sagt Fabius B. 6. Kap. 5. significari video, sermonem prae se ferentem in verbis et sono et usu, proprium quendam gustum urbis, et sumtam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem; denique cui contraria sit rusticitas; wo der gute Fabius mit so vielen andern nur darin irret, daß er das den Gelehrten zuschreibt, was er von den obern Classen überhaupt hätte sagen sollen, weil nicht Gelehrsamkeit allein, sondern die Feinheit des Geschmackes eine Sprache zur Schrift-

sprache

sprache macht. Nun hat, so viel ich weiß, noch niemand behauptet, daß diese Vrbanitas oder Römische Schriftsprache aus der Aushebung des Besten der übrigen Mundarten Italiens entstanden sey, sondern es war die gewöhnliche Mundart Roms, so wie sie durch Wohlstand und Geschmack in den obern Classen der Nation verfeinert und ausgebildet war. Es wäre auch sehr leicht, das Gegentheil zu beweisen, wenn es ja jemanden einfallen sollte, so etwas zu behaupten, weil eben diese Vrbanitas, aus lebhaftem Bewußtseyn, daß nicht leicht ein fremdes, d. i. nicht aus ihrer Mitte hergenommenes Wort, es mochte einer Provinz gehören, welcher es wollte, in ihre so sehr verfeinerte Sprache paßte, überaus schwierig und eifersüchtig gegen alle solche Wörter war. Habe semper, sagt Cäsar bey dem Gellius, in memoria atque in pectore, ut tamquam scopulum, sic fugias insolens verbum. Ich übergehe verschiedene ähnliche Stellen des Römers von dem feinsten Geschmacke, des Cicero, welcher eine Sache immer lieber umschrieben, als sie durch ein ungewöhnliches Wort ausgedruckt wissen wollte, weil sie nicht leicht jemanden unbekannt seyn können. Wäre die Römische Schriftsprache aus einer Vereinigung des Besten der übrigen Mundarten entstanden, so würde es ihr nicht allein frey gestanden haben, sondern selbst

Pflicht für sie gewesen seyn, sich auf eben dem Wege zu bereichern und vollkommener zu machen.

Roms Sprache sank in den folgenden Zeiten mit dem Verfalle des Geschmackes bis zu dem barbarischen Latein der mittlern Zeiten hinab, blieb aber dessen ungeachtet noch immer nicht allein die Schriftsprache, sondern selbst die feinere Gesellschaftssprache des größten Theiles von Europa, weil sie bey aller ihrer Barbarey doch lange Zeit sehr große Vorzüge vor den noch weit rohern und ungebildetern Volkssprachen hatte. Nach und nach verfeinerten und veredelten sich auch diese, und so wie dieses geschahe, und ein Land an Wohlstand und Geschmack zunahm, so bildete sich auch in demselben aus seiner Mitte eine eigene Schriftsprache, und so wie diese erhöheten Landessprachen dem verunstalteten Latein ihrer Zeiten an Cultur gleich kamen, so nöthigten sie dasselbe, zu seiner alten Reinigkeit zurück zu kehren, wollte es nicht ganz aus seinem Besitze verdränget seyn; welchem Schicksale es doch nicht ganz entgehen konnte, wenn die Landessprachen die alte Römische an Reichthum und Cultur zu übertreffen glaubten, und diesem Schicksale in Zukunft gewiß noch weit mehr ausgesetzet seyn wird.

Das erste Land, welches sich in den neuern Zeiten aus seinen verschiedenen Mundarten eine Schriftsprache

che mit einigem Glücke bildete, oder vielmehr, eine derselben zu der Ehre Schriftsprache zu seyn, erhob, ist Italien. Ich sage mit einigem Glücke, weil man in jedem Lande von den ältesten Zeiten an so etwas findet, so bald man nur anfing, die Landessprachen zu schreiben; allein die Sache war von keinem Bestande, und konnte es nicht seyn, weil der kaum aufkeimende Geschmack noch keinen festen Grund hatte. Welche Mundart von dem vierzehenten Jahrhunderte an die Ehre hatte zur Schriftsprache für ganz Italien erhoben zu werden, ist nichts weniger als streitig, denn der Nahme selbst verräth es, daß es die Toscanische oder Florentinische Mundart ist, aber nicht, wie sie auf dem Lande, nicht, wie sie von dem großen Haufen in den Städten, sondern wie sie in den obern Classen der Stadt Florenz gesprochen ward. Eben so leicht läßt sich die Ursache angeben, warum man diese Mundart wählte, und wählen mußte. Der Florentinische Staat that es nicht allein an Handlung, Reichthum und Wohlstand allen übrigen Staaten zuvor, sondern es erwachten auch die vergrabenen Keime alter Römischer Cultur nach einer langen Unthätigkeit hier am ersten wieder, nicht allein für Italien, sondern auch für das ganze Europa. Die bildenden Künste versuchten es hier zuerst, sich aus der Barbarey hervor zu heben, welche sie bisher unterdruckt hatte, kurz der wahre und

einige gute Geschmack zeigte sich hier zuerst, und blühete nachmahls unter den Medici völlig auf. Die Sprache empfand dessen Einfluß zuerst mit, und mußte ihn empfinden, und die Florentinische Mundart der obern Classen ward für ganz Italien das, was Athens Mundart ehedem für Griechenland ward, und noch jetzt ist sie die einige Sprache der Schrift und des gesellschaftlichen Umganges unter Personen von Geschmack und Erziehung in dem ganzen Italien.

Eben das gilt auch von den Schriftsprachen der übrigen Europäischen Länder, nur mit dem Unterschiede, daß in den meisten derselben die Mundart der Hauptstadt in den obern Classen, oder des Hofes, die Schrift- und höhere Gesellschaftssprache geworden ist; allein nicht bloß darum, weil es die Mundart des Hofes ist, der hier in keine Betrachtung kommt, sondern bloß so fern die Hofstatt der vorzüglichste Sitz des Geschmackes in diesen Ländern ist. Rom konnte in den mittlern Zeiten auch in Ansehung der weltlichen Herrschaft gewisser Maßen für die Hauptstadt Italiens gelten, allein weil es in der Ausbildung des Geschmackes hinter Florenz zurück blieb, so ward auch die Florentinische, nicht aber die Römische Mundart die Schriftsprache Italiens. Die Mundarten Castiliens, und der Städte Lissabon, Paris, London, Kopenhagen, Stockholm u. s. f. sind

nur in so fern die Schriftsprachen Spaniens, Portugalls, Frankreichs, Englands, Dännemarks und Schwedens geworden, als ihre Höfe das non plus ultra des guten Geschmackes für jedes Land sind.

Hier ist nun in allen Schriftsprachen keine Spur einer geschehenen Aushebung des Allgemeinsten und Besten aus den übrigen Mundarten, welche in Italien, Frankreich, Spanien u. s. f. so zahlreich sind, als sie in Deutschland nur seyn können. Vielmehr sind die meisten dieser Schriftsprachen so stolz auf ihren eigenen Reichthum, und so eifersüchtig auf ihre Rechte, daß sie lieber alle ihre Ansprüche aufgeben, als ein einiges wirklich provinzielles Wort aufnehmen würden, wenn es nicht vollkommen in das Ganze paßt, wäre es auch noch so *alt*, und noch so regelmäßig gebildet.

Wenn nun aber unter allen Schriftsprachen in der Welt gleich keine einige vermittelst einer solchen Aushebung entstanden seyn sollte, so würde daraus immer noch nicht folgen, daß in Deutschland nicht so etwas hätte geschehen können, weil die Sache dem ersten Anblicke nach wenigstens nicht unmöglich zu seyn scheinet. Allein, die Geschichte der Deutschen Schriftsprache wird uns zeigen, daß die Natur, und ihre erstgeborne Tochter, das Bedürfniß, überall einerley Wege gehen.

Deutschland hat seine Schriftsprache wenigstens drey Mahl geändert; erst war sie Fränkisch, dann Süddeutsch, und endlich Hochdeutsch. Es müßte also eine dreymahlige Aushebung des Allgemeinsten und Besten aus allen Mundarten vorgegangen seyn, und da das Allgemeinste und Beste nur einmahl vorhanden seyn kann, so müßte man sich wenigstens zwey Mahl geirret haben. — Der Bissen ist freylich ein wenig hart; aber vielleicht ist er nicht ganz unverdaulich. — Nun wir wollen sehen.

Die erste Deutsche Schriftsprache war die lingua Francisca, oder die Fränkische Mundart, und hier verbiethet uns schon der Nahme, an irgend eine Art der Aushebung des Besten aus den übrigen Mundarten zu denken. Es war die gewöhnliche Mundart der Franken nach ihrer Einwanderung in Frankreich und das obere Deutschland, aber nicht der Franken überhaupt, sondern des Fränkischen Hofes, wo sie ganz natürlich vieles von ihrer Härte und Rohheit in den untern Classen abgeleget haben mußte. Daß nun gerade die Fränkische Mundart die herrschende Schriftsprache ward, so fern man in diesen noch sehr rohen Zeiten einer Schriftsprache bedurfte, rührte nicht bloß daher, weil die Franken das herrschende Volk waren, sondern daher, weil sie unter allen Deutschen Volksstämmen,

aller ihrer Rohheit ungeachtet, doch noch das gesittetste und gebildetste Volk waren. Sie waren die ersten Deutschen, welche einige Cultur bekamen, und diese erhielten sie in dem durch Römische Cultur aufgeklärten Gallien, und verbreiteten selbige nach und nach über das übrige Deutschland.

Nach dem Abgange des Fränkischen Hauses ward Deutschland volle hundert Jahre lang von dem Sächsischen Hause beherrschet. Hinge die Schriftsprache von der Herrschaft ab, so hätte die Sächsische Mundart müssen die Deutsche Hof- und Schriftsprache werden; allein es geschahe nichts weniger als das, sondern die Fränkische Mundart behauptete ihre Würde, und die Sächsische Mundart blieb was sie vorher war, eine bloße Provinzial-Sprache. Warum anders, als weil Sachsen den Fränkischen Provinzen in der Cultur weit nachstand, und nächst den Slaven unter allen Deutschen Völkerschaften am spätesten aufgekläret ward?

Ganz anders verhielt es sich, als die kaiserliche Würde gegen die Mitte des zwölften Jahrhundertes an das Schwäbische Haus kam; denn nunmehr blieb die alte Fränkische Mundart nicht mehr die allgemeine Schriftsprache, sondern es trat eine andere an ihre Stelle, welche sich sehr merklich von ihr unterscheidet. Von dieser müßte sich nun eigentlich beweisen lassen, daß sie

aus den übrigen Mundarten ausgehoben worden, und das Beste derselben in sich vereiniget hätte. Allein davon findet sich in der ganzen Geschichte dieser Zeit nicht die mindeste Spur, gesetzt auch, daß die Sache an sich thunlich und möglich wäre. Vielmehr vereinigt sich alles für den Satz, daß diese neue Schriftsprache weiter nichts als die gewöhnliche in den obern Classen verfeinerte Mundart derjenigen Provinz war, welche die übrigen an Wohlstand und Geschmack übertraf; und diese war denn das südöstliche Deutschland, und besonders Schwaben in seinem alten weiten Umfange genommen. Diese Gegend nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufkeimenden Geschmacke dieser Länder Theil; die Höfe der Hohenstaufen und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Deutschland, und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Classen verfeinert, durch die Dichter dieses Zeitraumes verbreitet, und würde Deutschlands Schriftsprache geworden seyn, wenn gleich die Deutsche Krone nie auf das Schwäbische Haus gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Nahmen des Hochdeutschen, d. i. des höhern, verfeinerten Deutschen, der Sprache der obern Classen, um sie nicht nur von den Mundarten der

übrigen

übrigen Deutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen Schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehenten Jahrhundertes, da sie der neuern Hochdeutschen sowohl den Nahmen als den Vorzug abtrat. Wenn man die Umstände erwäget, unter welchen solches geschahe, so muß man an irgend einer Aushebung des Besten aus den übrigen Mundarten wieder völlig verzweiffeln, und eingestehen, daß es hier um kein Haar breit anders zugegangen ist, als in allen vorigen Fällen.

Der Verfall der Italiänischen Handlung, welche durch die Portugiesische und Spanische geschwächet ward, und ihren Einfluß auch auf das südliche Deutschland hatte, die Verarmung der Oberdeutschen Höfe durch Üppigkeit, Kriege und Befehdungen, und andere Umstände mehr schwächten den Wohlstand in dem südlichen Deutschlande, und wurden folglich auch dem Geschmacke nachtheilig. Dieses hatte wiederum den gewöhnlichen und ganz natürlichen Einfluß auf die Sprache, welche wenigstens einen Stillstand machte, da blieb, wo sie war, und nicht auf dem Wege fortfuhr, sich zu verfeinern und auszubilden, auf welchem sie angefangen hatte. Dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufacturen und Kunstfleiß in der Stille

zu der blühendsten Provinz Deutschlandes, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmackes, worin es nachmahls alle übrigen übertraf.

Wenn sich die Schriftsprache in einer Provinz verfeinert, so liegt darin allemahl die ältere Schriftsprache zum Grunde, und zwar aus sehr begreifflichen Ursachen. Die Verfeinerung und Ausbildung einer Sprache ist ganz das Werk des Geschmackes. Verändert dieser seinen Sitz gleich in Ansehung des Ortes, so gehet er doch in Ansehung der Sprache allemahl von der einmahl vorhandenen Schriftsprache aus, weil sie unter allen Mundarten bereits am meisten verfeinert ist. So ging die ältere Hochdeutsche von der Fränkisch-Deutschen, und die neuere Hochdeutsche von der ältern aus. Oder mit andern Worten: so wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftssprache der obern Classen, und wird in denselben nur nach dem Maße des steigenden Geschmackes und Wohlstandes verfeinert, und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen, so bald der Geschmack so weit bey ihnen aufkeimet, daß sie den Vorzug dieser verfeinerten Mundart vor der ihrigen empfinden können. Da alles dieses nur nach und nach, und nach unmerklichen Graden geschiehet, so lassen sich auch

die

die Gränzen, wo sich zwey Schriftsprachen scheiden, nie genau angeben, indem ihr Unterschied erst in beträchtlichen Abständen der Zeit merklich wird.

So wie Cultur und Geschmack in dem südlichen Obersachsen zunahmen, so verlor sich auch die Provinzial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Classen, welche immer der erste und nächste Gegenstand beyder sind, und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein, wie Obersachsen in beyden über den schwachen Grad hinaus ging, welchen ehedem das südwestliche Deutschland gehabt hatte, und durch eine Zusammenkunft mannigfaltiger Umstände hinaus gehen mußte, so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn *das neuere Hochdeutsch.*

Derjenige Zeitpunct, in welchem sich das ältere und neuere Hochdeutsch am merklichsten scheiden, ist die Zeit der Reformation. Vor derselben, und noch in ihrem Anfange, war das ältere Hochdeutsch noch die allgemeine Schrift- und Gesellschaftssprache; das siehet man deutlich an den Schriften dieser Zeit, und noch an den ersten Schriften Luthers und seiner Gehülfen. Allein, da die Reformation nicht allein Reformation der Religion, sondern aller Wissenschaften und selbst der schönen ward, oder vielmehr, da diese ganze Reformation bloß

eine Folge des wieder erwachenden Verstandes und Geschmackes war, da sie in Obersachsen ihren Anfang, und lange Zeit ihren ersten und eigenthümlichen Sitz daselbst hatte, und in wenig Jahren einen erstaunlichen Fortschritt machte, so wirkte sie auch eben so schnell auf die Sprache, wie man sehr deutlich siehet, wenn man die Obersächsischen Schriften von 1540 mit denen von 1520 vergleicht; eine in Sprachen allemahl seltene Erscheinung.

Mehr als einmahl hat man diese schnelle und große Veränderung in der Sprache Luthern zugeschrieben, und wenn man ja noch einmahl zu der Aushebung des Besten aus allen Mundarten zurück kehren wollte, so würde er es seyn müssen, der dieselbe bewerkstelliget hätte. Allein man lese nur seine und seiner Zeitgenossen Schriften mit einiger Aufmerksamkeit, besonders seine mehrmahligen Erklärungen über sein Deutsch in seiner Bibel-übersetzung, so fällt der Gedanke von selbst weg. So fern er das vornehmste Werkzeug dieser Zeit war, durch welches die Aufklärung des Verstandes und Geschmackes befördert, und ihr die gehörige Richtung gegeben ward, worauf sie denn von selbst wieder auf die Sprache zurück wirkten, hat er allerdings große Verdienste um die Sprache, besonders da er einer der ersten war, welcher über die Sprache nachdachte. Allein

erschaffen

erschaffen hat er sie nicht, auch nicht ausgehoben, vielleicht nicht einmahl den Ton angegeben, welchen in einer lebendigen Sprache ohnehin kein Individuum auf eine allgemeine und dauerhafte Art angeben kann. Er that weiter nichts, aber auch das war schon Verdienst, als daß er der Sprache, welche sich in seiner Provinz und besonders in den obern Classen durch Aufklärung des Verstandes und Geschmackes von selbst verfeinerte, folgte, sie in Schriften anwandte, und dadurch ihre Ausbreitung beförderte. In seinem Sendbrief vom Dollmetschen druckt er sich nach dem noch sehr derben Geschmacke seiner Zeit darüber so aus: Denn man muß nicht die Buchstaben in der Lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie die — thun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dollmetschen: so verstehen sie es denn, und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet. Und gleich darauf: wohlan so ists (der Englische Gruß,) bisher schlecht den Lateinischen Buchstaben nach verdeutscht: du bist voll Gnaden. Sage mir aber, ob solches auch gut Deutsch sey? Wo redet der deutsche Mann also,

u. s. f. Gut Deutsch ist Luthern also nicht ausgehobenes Deutsch, sondern Deutsch, so wie es an dem Orte, wo er lebte, gesprochen ward. Eine Aushebung war auch nicht einmahl nothwendig, wenn sie auch möglich gewesen wäre, weil der Stoff schon da war, die alte Hochdeutsche Schriftsprache, welche nur von dem fortschreitenden Geschmacke weiter verfeinert werden durfte.

Man weiß, daß die in Obersachsen bewirkte Aufklärung des Verstandes, des Geschmackes und der Sitten sich von hier über alle Deutsche Provinzen verbreitete, die derselben nur fähig waren, und nach dem Maße, als sie derselben fähig waren. Mit ihr verbreitete sich auch die hier verfeinerte Sprache, und mußte sich verbreiten, weil sie eben so sehr ein Werk des guten Geschmackes war, als alles übrige. Wer sich den in Obersachsen gereinigten Religions-Begriff, wer sich die daselbst gesäuberte Philosophie, wer sich die daselbst wieder hergestellten schönen Wissenschaften gefallen ließ, und dadurch verrieth, daß er in der Aufklärung des Verstandes und Geschmackes nicht zurück bleiben wollte, ließ sich unvermerkt auch die Sprache gefallen, aus dem dunkelen und sehr richtigen Bewußtseyn, daß der gute Geschmack ein schön verbundenes Ganzes ist, welches nicht getrennet werden darf. So ward sie nicht allein

die gesellschaftliche Sprache der obern Classen von feinerm Geschmacke, sondern auch die Schriftsprache des größten Theiles von Deutschland.

Ich habe die Geschichte dieser Schriftsprache und ihre Fortschritte in der Ausbildung und Verfeinerung in der Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache kürzlich zu schildern gesucht, und will solches hier nicht wiederhohlen. Ich werde zu einer andern Zeit in diesem Magazine zu zeigen suchen, theils, daß so, wie jede Sprache an sich, oder jede rohe Sprache ein Werk des Bedürfnisses ist, so auch jede ausgebildete, folglich auch jede Schriftsprache, ganz ein Werk des Geschmackes ist, theils, was für einen Weg derselbe in Ausbildung der Deutschen Sprache genommen hat, und da wird jeder Gedanke von einer geschehenen Aushebung des Besten aus den Mundarten völlig wegfallen müssen, der sich ohnehin verlieret, sobald man die Geschichte der Schriftsprachen, und besonders der Deutschen ein wenig aufmerksam erwäget.

Da die in Obersachsen weiter ausgebildete Sprache ihre ältere Schwester, das ehemahlige Hochdeutsch, so weit hinter sich zurück ließ, und die Schrift- und feinere Gesellschaftssprache für ganz Niederdeutschland, und selbst für einen großen Theil von Oberdeutschland ward, so ward sie nunmehr auch im engern Verstande

Hochdeutsch genannt, und führte diesen Nahmen mit dem größten Rechte, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutet, als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch, Deutsch der obern Classen. Ihre ältere Schwester, welche sich aus Religions-Gründen noch in dem größten Theile von Ober-Deutschland, und aus politischen Ursachen auch in den Gerichten und Kanzelleyen des mittlern und nördlichen Deutschlandes erhielt, nannte sich selbst zwar noch immer Hochdeutsch, so wie große Herren noch immer längst verlorne Länder in ihren Titeln zu führen pflegen; allein in dem Gebiethe ihrer jüngern Schwester ward sie Altdeutsch, oder noch bestimmter Oberdeutsch genannt. Das neuere Hochdeutsch dürfte sich des ihm zuweilen auch beygelegten Nahmens Obersächsisch eben so wenig schämen, als sich die ehemalige verfeinerte Griechische Mundart des Nahmens der Attischen schämen durfte, oder sich die ausgebildetste Italiänische Mundart des Nahmens der Toscanischen und Florentinischen schämen darf. Allein, da wir einmahl einen allgemeinen und von keiner Provinz entlehnten Nahmen haben, die höhere und feinere Mundart in Deutschland zu bezeichnen, so kommt ihr der Nahme Hochdeutsch mit allem Rechte zu, da ihr die Sache selbst nicht streitig gemacht werden kann.

Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen Chursachsen einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlandes wird sie so allgemein, und in den Städten selbst in den untersten Classen gesprochen, daher sie hier wohl nicht ein Fremdling seyn kann. Man kann ohne Bedenken hinzu setzen, daß sie auch in keiner Provinz, im Ganzen genommen, so rein und so richtig gesprochen wird, als eben hier; beydes, weil der gute Geschmack in keiner Provinz so allgemein verbreitet ist, als in dieser. Die Fehler, welche man den Ober-Sachsen Schuld zu geben pflegt, sind eben so wenig ein Einwurf dagegen, als die Fehler einzeler Personen. Von den ersten wird sich in dem folgenden Aufsatze Gelegenheit zeigen zu reden, in Ansehung der letztern aber beziehe ich mich auf die Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache §. 40.

Um hier nicht zu weitläuftig zu werden, will ich nur noch einige der vornehmsten Folgerungen anführen, welche unmittelbar aus dem, was bisher gesagt worden, herfließen.

1. Jede Schriftsprache, das Wort in dem weitesten Verstande genommen, mit Einschluß der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen, ist allemal die Mund-

art der blühendsten und ausgebildetsten Provinz oder Stadt, wo der gute Geschmack am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochdeutsche auch.

2. Die Schriftsprache hängt so wenig von dem Mittelpuncte der höchsten bürgerlichen Gewalt ab, als der gute Geschmack. Sehr oft sind beyde zusammen, aber nicht nothwendig allemahl; das beweisen Griechenland, Italien und Deutschland.

3. Wenn die Mundart einer Provinz durch den feiner und allgemeiner ausgebildeten Geschmack zur Schriftsprache eines Landes erhoben wird, so ist das kein Vorwurf für die übrigen Provinzen. Die Gründung und Verbreitung des guten Geschmackes in einem Lande hänget von einem Zusammenflusse sehr vielfacher Umstände ab, welche nicht in der Gewalt einzeler Personen, oft selbst nicht des Regenten stehen, deren Abwesenheit ihnen daher auch nicht zum Nachtheil gereichen kann. Ich werde im Folgenden Gelegenheit finden, die vornehmsten Umstände anzuführen, welche sich von dem funfzehnten Jahrhundert an vereinigten, Sachsen zu der blühendsten Provinz Deutschlands zu machen, und es dadurch zu den höhern Graden der Cultur und des Geschmackes vorzubereiten. Nur dann wird es ein Vorwurf für die Provinzen, wenn diese ihre Schriftsprache

verkennen, dieselbe schmähen, und ihr entweder veraltete Schriftsprachen, oder Provinzial-Mundarten vorziehen, weil solches ihren Geschmack nothwendig in einem nachtheiligen Lichte zeigen muß.

4. Gelehrsamkeit ist allerdings ein Hülfsmittel des Geschmackes, allein sie macht denselben nicht allein aus, sonst gäbe es keine Pedanten. Es ist daher nicht nothwendig, daß diejenige Provinz, deren Mundart sich zur Schriftsprache erheben soll, gerade die gelehrteste sey. Das beweisen diejenigen Länder, wo die Hofsprache zugleich die Schriftsprache des Landes ist; daß aber die Höfe gerade der gelehrteste Theil eines Landes seyn sollten, wird wohl niemand behaupten. Ober-Sachsen hat aber auch noch den Vortheil der Gelehrsamkeit für sich, weil seit der Reformation alle Wissenschaften, und besonders die zur Verfeinerung des Geschmackes so nothwendige gemeinnützige Philosophie in diesem Lande geläutert und gereiniget worden, und sich von hier aus über das übrige Deutschland verbreitet haben.

5. Da jede Schriftsprache, folglich auch die Hochdeutsche ein Werk des Geschmackes ist, dieser aber weder in allen Classen der Einwohner einer Provinz, noch bey allen einzelen Personen einer und eben derselben Classe gleich seyn kann, so muß auch die Schriftsprache selbst in dem Lande, in welchem sie einheimisch ist, sehr vieler

Grade

Grade sowohl der Reinigkeit als Feinheit fähig seyn. Am reinsten und besten wird sie, im Ganzen genommen, in den obern Classen geschrieben und gesprochen, weil der Geschmack hier gemeiniglich am reinsten und richtigsten zu seyn pfleget. Die Hochdeutsche Mundart darf daher, so wenig als eine andere Mundart und Sprache, nach einzelen Personen beurtheilet werden, sondern nach dem, was in den obern Classen das üblichste und allgemeinste ist. Schrieb und sprach doch nicht jeder Römer, selbst nicht jeder Consul, wie Cicero.

6. Da jede Schriftsprache ein Werk des Geschmackes ist, dieser aber in allen seinen Werken ein übereinstimmiges Ganzes ausmacht, so können auch die Eigenheiten anderer Mundarten nicht zu dem Ganzen der Schriftsprache passen. Daher scheuet jede Schriftsprache nichts mehr als die Aufnahme provinzieller Wörter, weil sie, so fern sie wirklich provinziell sind, dem Geschmacke nach allemahl um mehrere Grade tiefer stehen müssen. Läßt eine Schriftsprache von dieser Strenge nach, so ist solches ein Merkmahl des verfallenen Geschmackes, und sie höret alsdann auch sogleich auf, das schöne übereinstimmige Ganze zu seyn, welches sie bisher war. Das beweisen unter andern die Griechische und Lateinische Sprache.

7. Provinzial-Wörter sind daher der Reinigkeit der Hochdeutschen Mundart eben so verderblich, als sie es

der

der Griechischen und Römischen Sprache waren, und sie vermeidet sie eben so sehr, und mit eben dem Rechte, als alle übrige neuere Schriftsprachen. Da sie nicht aus dem Allgemeinsten und Besten aller Provinzen zusammen gesetzt ist, so fällt auch alle Bereicherung aus denselben von selbst weg, um so viel mehr, da sie dieses Zuwachses nicht bedarf, sondern an ihrer eigenen Fülle und an ihrem innern Richthum genug hat. Nur Unkunde ihres Reichthums kann sie da der Armuth beschuldigen, wenn sie wirklich als Sprache des guten Geschmackes auftreten soll.

8. Da sich eine jede Sprache und Mundart in dem Fortschritte ihrer Ausbildung nach und nach aller derjenigen Wörter und Verbindungsarten zu entledigen sucht, welche in ihr Ganzes nicht passen, d. i. welche Zweideutigkeit gewähren, unedle Begriffe erwecken, einen Begriff mit mehr Härte und Nachdruck bezeichnen, als der Sache gemäß ist, einen Begriff nur halb, oder schief ausdrucken, einen Nebenbegriff zum Nachtheil des Hauptbegriffes zu sehr hervorstechen lassen u. s. f. so sind auch veraltete Wörter mit Recht als ein solcher Auswurf anzusehen, der in das Ganze nicht mehr paßt. So wenig ein Stäubchen Materie sich aus dem Bezirke der Welt verlieren kann, so wenig eine einmal erworbene nützliche Kenntniß aus dem ganzen Zusammenhange der

Dinge verloren gehen kann, so wenig wird sich auch ein nothwendiges, nützliches, und dem Ganzen angemessenes Wort aus einer Sprache und Mundart verlieren können. Es ist daher unbillig und der Absicht einer Schriftsprache zuwider, dergleichen Auswurf, scheinbarer Nebenursachen wegen wieder zurück zu rufen.

9. Da das Hochdeutsche keine aus den übrigen Mundarten ausgehobene Sprache, sondern die Mundart der südlichen Chursächsischen Lande ist, so kann auch das, was gut Hochdeutsch ist, d. i. was ihr, als einem ausgebildeten Ganzen, angemessen ist, nicht aus und nach den übrigen Mundarten, sondern muß allein aus und nach ihr selbst, d. i nach ihrem eigenen Sprachgebrauche beurtheilet werden.

10. Dieser Sprachgebrauch kann auch nicht in den Provinzen, wo man das Hochdeutsche als eine fremde Sprache erlernet, beurtheilet und bestimmet werden, sondern nur da, wo er einheimisch ist, weil ausser seinem Vaterlande weder die Erfahrung so allgemein und häufig, noch die Empfindung so fein und übereinstimmend seyn kann, als dazu erfordert wird. So befremdend der Satz manchen scheinen mag, so sehr muß er einleuchten, sobald man nur über den Ursprung und das Vaterland des Hochdeutschen einig ist. Es ist daher noch etwas mehr als sonderbar, wenn Schriftsteller

aus

aus den Provinzen den Hochdeutschen Sprachgebrauch, welchen sie oft nicht anders als äußerst unvollkommen kennen, oder das was gut Hochdeutsch ist, oder nicht, bestimmen wollen. Ist es wohl je einem Provenßalen, Bretagner oder Gascognier eingefallen, die Französische Schriftsprache nach Eigenheiten seiner Mundart zu beurtheilen? oder fiel es wohl zu den Zeiten des blühenden Roms dem Lombarden, dem Ligurier, Apulier oder Sicilianer ein, die Römische Schriftsprache zu meistern, zumahl wenn er nie aus seiner Provinz gekommen war?

Man siehet leicht, daß alle diese Sätze sehr wichtig sind, und da manche derselben noch Widerspruch finden möchten, so will ich die vornehmsten derselben in diesem Magazine nach und nach weiter ausführen.

2.
Von der Nieder-Hochdeutschen Mundart, und von Obersächsischen Sprachfehlern.

Im dritten Stücke des deutschen Musäi von diesem Jahre befindet sich S. 276 ein Aufsatz von deutschen Mundarten, welcher einiger Erläuterungen bedarf.

Der Verfasser handelt darin von der Nieder-Hochdeutschen Mundart, oder demjenigen Hochdeutsch, welches in dem nördlichen Deutschlande die gesellschaftliche Sprache der obern Classen ist, und wundert sich, wie sie allen denenjenigen, welche von Deutschen Mundarten geschrieben haben, unbekannt bleiben können. Mir konnte sie nicht unbekannt seyn, weil es diejenige Mundart ist, in welcher ich bin erzogen worden; allein ich sahe keinen Grund, sie als eine eigene Mundart anzugeben, weil sie weiter nichts als Hochdeutsch, d. i. das Ober-Sächsisch der obern Classen ist. Daß diese in ganz Nieder-Deutschland so ausgebreitet ist, ist sehr leicht begreiflich, weil ganz Nieder-Deutschland seine höhere Cultur aus Obersachsen bekommen hat, und mit der Cultur auch dessen Sprache annehmen mußte. Daß

sie aber daselbst so ausgebreitet seyn sollte, daß sie auch überall die häusliche Sprache selbst bis auf den Handwerker ist, und das eigentliche Niedersächsisch nur noch dem Landmanne eigen bleibet, wird höchstens wohl nur von einigen Provinzen behauptet werden können, und zwar vornehmlich von solchen, welche zunächst an Obersachsen gränzen. In Pommern, Mecklenburg u. s. f. ist das Obersächsische nur die gesellschaftliche Sprache der obern Classen in den grossen Städten; alles übrige spricht Niedersächsisch. Eher wünschte ich von einem Kenner eine nähere Untersuchung der Schlesischen Mundart der obern Classen, welche weit mehr besonderes zu haben und aus dem alten und neuen Hochdeutsch und der Landessprache vermischt zu seyn scheint.

Der Verfasser führet hierauf die Vorzüge an, welche diese Nieder-Hochdeutsche Mundart vor der Ober-Sächsischen voraus haben soll. Ich kann ihm nur den ersten einräumen, und dieser bestehet in der größern Biegsamkeit und Empfindsamkeit der Sprachwerkzeuge, daher der Niedersachse, wenn er Hochdeutsch spricht, die weichen und harten Buchstaben besser unterscheidet als die meisten Oberdeutschen, und viele Obersachsen. Ich sage viele, weil die Verwechselung beider in den obern Classen in der That so häufig nicht ist, als oft behauptet worden. Die niedern Classen aber kommen in Beur-

theilung des Hochdeutschen nicht in Betrachtung. Die übrigen als Vorzüge der Nieder-Hochdeutschen Mundart angegebenen Eigenheiten sind:

1. „Sie sagt nicht Kleeder sondern Kleider, nicht „Beene sondern Beine, nicht ider sondern jeder, nicht „korschamer Diener, sondern gehorsamer.„ So spricht in Obersachsen nur der große Haufe in den untern Classen, aber der gehöret wieder nicht hierher. Ich habe in siebzehn Jahren in Leipzig noch keinen Mann von einiger Erziehung und Geschmack Kleeder, Beene, Fleesch sprechen hören. Die Aussprache ider, itzt, imand, für jeder, jetzt, jemand, ist mehr Schlesisch als Obersächsisch; hier höret man sie selbst in den untern Classen selten. Wenn der Verfasser hinzu setzt: „es giebt übrigens nur eine Aussprache, und die ist fast „aus allen Mundarten zusammen gesetzt,„ so wird er solches nach dem, was in dem vorigen Aufsatze gesagt worden, hoffentlich gern wieder zurück nehmen.

2. „Sie ist auch nicht Obersächsisch allein, sondern „hat aus dem Oberdeutschen, eben so wohl als je„ne Mundart, was ihr anstand, genommen. Z. B. „das ehrliche und gute und unentbehrliche Wort Be„hörde ist in Nieder-Deutschland bekannt und im Can„zelley-Styl gebräuchlich.„ Unmittelbar hat sie gewiß nichts aus dem Oberdeutschen genommen; sondern

was

was sie davon hat, hat sie aus Obersachsen. Aber auch von der Obersächsischen Mundart kann man nicht sagen, daß sie aus dem Oberdeutschen genommen, was ihr anstand. Das alte Hochdeutsch liegt ganz in ihr zum Grunde, und dieses hat sie nur verfeinert, gemustert und dem ausgebildeten Geschmacke ihrer Zeit gemäßer gemacht. Das Wort Behörde ist so wie der ganze Kanzelley-Styl, in Ober- und Niedersachsen, ein Ueberbleibsel der ältern Hochdeutschen Schriftsprache.

3. „Das rechte Provinziale der Obersächsischen Mund„art und die Volkssprache, also das Fehlerhafte dersel„ben mangelt ganz in der Nieder-Hochdeutschen.„ In der wahren Hochdeutschen, d. i. der Sprache der obern Classen Ober-Sachsens gewiß auch. Gellerts sieht schön, für sieht schön aus, ist allerdings ein Meißnischer Provinzial-Fehler; aber Gellert ist auch unter allen Obersächsischen Schriftstellern von Geschmacke, so viel ich weiß, der einige, der ihn begangen hat, woraus sich also keine Allgemeinheit folgern läßt. Daß sich der Nieder-Hochdeutsche besser vor Meißnischen Provinzialismen hüten kann, ist ganz natürlich, weil er sie nicht kennet, und weil die Sprache der obern Classen, welche er empfing, davon frey ist. Aber hütet er sich auch eben so sehr vor Niedersächsischen?

4. „Sie hat Wörter und Wendungen, die sie zwar „zum Theil ursprünglich aus ihren Provinzialen herü„ber nahm, die aber gut Deutsch geworden, und von „Classischen Schriftstellern, selbst Obersachsen, angenom„men sind.„ Nach dem, was im vorigen Aufsatze gesagt worden, zweifele ich sehr, daß sich das wird beweisen lassen. Die im folgenden angeführten Beispiele beweisen es wenigstens nicht. „Das Wort Schnickschnack „hat Lessing in Gang gebracht.„ Gebraucht wohl, aber auch in Gang gebracht? Ein Obersächsischer Schriftsteller von Geschmack wird dieses niedrige Wort, die komische Schreibart allenfalls ausgenommen, nie gebrauchen. Es ist dem Bau und der Analogie der Hochdeutschen Mundart völlig zuwider, welche, das einige Mischmasch ausgenommen, keine Verdoppelungen eines und eben desselben Wortes kennet, Intensiva oder Iterativa zu bilden. Die Nieder-Deutsche Mundart hat deren viel, Wirrwarr, Wibelwabbel, tirtarren, ticktacken, Tiesketauske, Hinkhanken u. s. f. Aber diese werden mit allen ihren Brüdern nie Hochdeutsch werden können. Daß Lessing das Wort einmahl, seines feinen und richtigen Geschmackes ungeachtet, gebraucht hat, ist ein kleiner Flecken, den man ihm leicht übersehen kann, der aber nicht nachgeahmet werden muß, und noch weniger zur Regel dienen kann. „Die Wortfügung: Bey die„ser

„ser Gelegenheit scheint die Tapferkeit der Franzosen „der Engländer ihre noch übertroffen zu haben, hat „man der Nieder-Deutschen Mundart zu danken.“ Wenn das auch wäre, so wünschte ich, daß man ihr etwas besseres zu danken habe, denn daß sie eigentlich ein Fehler ist, habe ich in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache bewiesen. Das Possessivum bedeutet den Besitz, aber den bezeichnet schon der Genitiv; das Possessivum ist also hier überflüssig. Aber es soll hier nicht den Besitz bezeichnen, sondern bloß die Person; und das ist seiner Natur zuwider, weil es den Begriff des Besitzes von dem Begriffe der Person nicht trennen kann. Ein Hochdeutscher von Geschmack vermeidet diesen Gebrauch des Possessivi so lange er kann, und läßt sich, wenigstens in der edlern Schreibart, die Wiederhohlung des Substantives nicht dauern.

5. „Sie trifft zuweilen eine Wahl der Wörter und „ihrer Bedeutungen, die der Obersachse von uns gelernet hat. Fein z. B. brauchen wir niemals für schön.“ Ich wünschte, daß ein treffenderes Beyspiel gewählt wäre, denn fein wird auch in Obersachsen nie für schön gebraucht, aber gewiß nicht darum, weil es in Niedersachsen in dieser Bedeutung nicht gangbar ist.

6. „Sie hat mehr Lebensart, (nun in Ansehung der „Lebensart dächte ich, könnte man den Obersachsen ge-

wiß keine Vorwürfe machen,) „denn sie nennt jeden er„wachsenen Menschen einen Herrn und jedes unverhey„rathete Frauenzimmer von einigem Stande Mamsel. „Aber in Leipzig und Dresden heißt ein Mann der kei„nen Titel und keine Frau hat, Monsieur, und die „Kaufmannstochter eine Jungfer.„ Sicher ist der Verfasser nie in Leipzig gewesen, denn sonst hätte er das unmöglich behaupten können. Wehe dem, der in Leipzig eine Kaufmannstochter Jungfer anreden, oder einen unbetitelten Mann Monsieur nennen wollte!

7. Sie hat besondere Verschiedenheiten, z. B. der „Obersachse sagt ein Amt begleiten, der Niederdeut„sche ein Amt bekleiden. Ich halte das letzte allein „für recht.„ Allerdings ist das letzte allein recht, aber wo spricht auch der Obersachse ein Amt begleiten? Einzele unwissende und unachtsame Personen schreiben und sprechen wohl so in Obersachsen, noch mehr aber in Oberdeutschland, aber nicht der Obersachse überhaupt.

Ich muß bey dieser Gelegenheit noch etwas von den Sprachfehlern sagen, welche von vielen auswärtigen Schriftstellern den Obersachsen so freygebig vorgeworfen zu werden pflegen. Soll das so viel sagen, daß der große Haufe, d.i. derjenige Theil der Nation, welcher die untern Classen ausmacht, unrein und oft affectirt spricht, seine Provinzial-Ausdrücke hat u.s.f. so hat nie-

niemand etwas dawider einzuwenden, denn das gilt von dem großen Haufen aller Provinzen; aber doch von dem Volke in Obersachsen weniger als in andern Provinzen. Aber das ist immer nicht die Absicht, warum man die Obersächsischen Sprachfehler so sorgfältig aufsucht, sondern man will dadurch die Reinigkeit der hochdeutschen Mundart in Obersachsen verdächtig machen; allein dann handelt man sehr unrecht. Nicht die Sprache des großen Haufens in Obersachsen ist unter dem Namen des Hochdeutschen die Schriftsprache geworden, sondern die Sprache der obern Classen, und die müßte man gar nicht kennen, wenn man ihr dergleichen Fehler zur Last legen wollte.

Aber auch die Fehler und Eigenheiten einzeler Personen, selbst aus den obern Classen, beweisen das nicht, was sie beweisen sollen. Allenfalls würde daraus folgen, daß kein Obersachse vollkommen ist, und wer hat das jemahls behauptet? Sind alle Römische Schriftsteller, selbst die reinsten und besten unter ihnen, von Fehlern frey? Sprach jeder Römer, selbst jeder Consul zu Rom so wie Cicero? Antonius schrieb dunkel und unrein, Mäcen war ein Süßling, Tiberius machte sich durch die Jagd auf veraltete Wörter lächerlich. Und doch waren sie insgesammt Römer aus den obern Classen, und lebten in der schönsten Zeit der Sprache. Es

kommt hier blos auf die geringere oder größere Allgemeinheit an, und dann hat Obersachsen alles für sich. Die wenigen Classischen Schriftsteller, welche Deutschland in Ansehung der Sprache aufzuweisen hat, sind entweder wirklich Obersachsen, oder haben doch ihre ganze Bildung in Obersachsen und aus Obersächsischen Schriftstellern erhalten. Ist unter diesen gleich kein einiger ganz von Fehlern frey, so sind es die auswärtigen noch weit weniger. Ich könnte das beweisen, wenn es nöthig wäre, denn vielleicht hat niemand unsere guten Schriftsteller mit so viel Aufmerksamkeit auf die Sprache gelesen, als ich. Gegen ein krank sehen im Gellert getraue ich mir allemahl wenigstens zwanzig Sprachfehler oder Provinzial-Ausdrücke in einem jeden andern auswärtigen Schriftsteller zu finden.

3.

Von dem Participio der Deutschen.

Man hat es in den ältern und neuern Zeiten sehr oft versucht, den Gebrauch, welchen die Römer und noch mehr die Griechen von ihren Participiis machten, auch im Deutschen nachzuahmen, und dadurch diejenige Kürze, Ründe und Abänderung zu erreichen, welche jene ihrer Rede mittheilen können. Allein es ist leicht zu zeigen, daß man alle Hoffnung dazu schlechterdings aufgeben muß, indem das Deutsche Participium von dem Participio der Griechen und Römer wesentlich verschieden ist.

Ich habe dieses zwar schon in meiner Deutschen Sprachlehre, noch deutlicher aber in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache gezeiget; allein, da es daselbst an mehrern Orten zerstreuet ist, so will ich hier das vornehmste davon kurz zusammen fassen, damit man das Ganze desto leichter übersehen könne. Soll aber dieses geschehen, so müssen wir vorher ein Paar Blicke auf die Deutschen Redetheile überhaupt werfen, und uns von jedem derselben einen richtigen Begriff zu machen suchen.

Die Deutsche und jede andere Sprache bestehet aus zwey sehr ungleichen Classen von Wörtern; aus solchen, welche die Empfindung als bloße Empfindung ausdrucken, Empfindungswörtern, Lat. Interjectionen, welche wieder von gedoppelter Art sind, nachdem sie innere Empfindungen, (ach! oh! ah!) oder äußere, (husch! wusch! puff! platz!) ausdrucken; und aus Wörtern im engsten Verstande, welche Ausdrücke klarer Vorstellungen sind, aus jenen entstanden sind, und nunmehr den eigentlichen und fruchtbarsten Theil der Sprache ausmachen.

Diese Wörter im engsten Verstande nun betreffen entweder die selbständigen und als selbständig gedachten Dinge, Substanzen, oder dasjenige, was sich an ihnen bemerken oder von ihnen sagen läßt. Der Nahme der selbständigen und als selbständig gedachten Dinge ist das Hauptwort, oder Substantivum, und dieses ist denn der erste und wichtigste Redetheil, um dessen willen alle übrige vorhanden sind.

Was sich von dem selbständigen Dinge sagen läßt, ist eigentlich nur von gedoppelter Art, es ist entweder an dem Dinge selbst befindlich, oder es ist außer demselben, und heißt in dem letztern Falle ein Umstand. Wenn ich sage, die Blume ist roth, oder die rothe Blume, so ist roth, rothe, etwas das an der Blume selbst befindlich ist. Sage ich aber, die Blume war

gestern

gestern noch roth, so sind gestern und noch bloße Umstände, weil sie Verhältnisse oder doch Begriffe bezeichnen, welche außer dem Dinge befindlich sind. Hierzu kommt, daß man noch eine Art von Wörtern gebraucht, das was man von dem Dinge zu sagen hat, demselben zu- oder abzusprechen, und dieses ist denn das Verbum, und zunächst und eigentlich das Verbum seyn.

Mit diesen vier oder allenfalls auch nur drey Redetheilen ist das Bedürfniß zu sprechen zur höchsten Noth befriedigt, 1. dem Nahmen des selbständigen Dinges, 2. dem was sich von demselben sagen lässet, es sey nun an oder außer dem Dinge befindlich, und 3. dem Einverleibungsworte seyn; und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sprachen in ihrem ältesten rohesten Zustande nicht mehr Redetheile gehabt haben. Da aber die Rede dadurch sehr weitschweifig und eintönig werden mußte, so lernte man nach und nach Verkürzungen und Zusammenziehungen anbringen, und dadurch entstanden denn unter andern auch neue Redetheile. So wie man das, was sich von dem Dinge sagen läßt, mit dem Einverleibungsworte seyn zusammen zog, oder es nach dessen Muster biegen lernte, so entstand die große Menge von Verbis, welche jede Sprache hat, und welche das Prädicat mit dem Einverleibungsworte zugleich enthalten, oder das, was sich von einem

Dinge sagen läßt, als in der Beylegung begriffen, darstellen.

Aber es läßt sich das, was man von einem Dinge sagen kann, noch aus einem andern Gesichtspuncte betrachten. Man kann es entweder für sich allein, oder als an dem Dinge unmittelbar befindlich, demselben schon beygelegt, darstellen. Wenn ich sage, der Mensch ist hier, der Wind wehet heftig, das Wetter ist schön, so behandle ich die Prädicate hier, heftig und schön, für sich allein, oder als von dem Dinge abgesondert, und kann sie daher nicht anders als vermittelst eines Verbi von demselben sagen, oder demselben beylegen. Sage ich aber, der hiesige Mensch, der heftige Wind, das schöne Wetter, so betrachte ich sie als an dem Dinge befindlich, oder demselben unmittelbar beygelegt. Daß dieser Unterschied, ob er gleich nur in der Vorstellungsart, nicht aber in dem Wesen der Dinge selbst gegründet ist, in der Sprache seinen großen Nutzen hat, und die Bestimmtheit und Kürze gar sehr befördert, kann man leicht einsehen, so bald man ihn nur als nicht vorhanden betrachtet, und seine Gedanken auf diese Art auszudrucken versucht.

Da uns die Umstandswörter hier nicht weiter angehen, so bemerke ich der Vollständigkeit wegen nur, daß Umstandswörter, wenn sie einem Dinge, als bey-

gelegt

gelegt dargestellet werden, die Artikel, Pronomina und Zahlwörter geben, obgleich auch hier die Sprachen gar sehr von einander abweichen. Die Präpositionen aber sind Umstandswörter, welche das Verhältniß selbständiger Dinge andeuten, so wie die Conjunctionen die Verhältnisse der Sätze und ihrer Glieder bezeichnen.

Wir kommen wieder auf diejenige Art des Prädicates zurück, wodurch etwas, das an dem Dinge selbst befindlich ist, ausgedrucket wird, und womit wir es hier eigentlich zu thun haben. Bey den Griechen und Römern gibt es nur eine Art solcher Wörter, welche Adjectiva heissen, und von ihrem ersten Ursprunge an biegsam sind, und diese Biegsamkeit behalten, sie mögen stehen wo sie wollen: bonus liber, und liber est bonus, res praeclara, und res erat praeclara, pater et frater sunt sani, sum conscius huius rei. So auch mit Participiis, welche in diesen Sprachen gleichfalls nichts anders sind, als Adjectiva mit dem Nebenbegriffe der Zeit, pater tuus gavisus est, postquam mortua erat, pauper mortuus est. Hier ist das Prädicat allemahl biegsam und bleibt biegsam, es stehe unmittelbar vor seinem Substantivo, oder nach demselben, oder es gehöre zu dem Verbo. Eben so verhält es sich auch in dem Griechischen, und bey dieser

Einrich-

Einrichtung hatten sowohl die Griechen als Lateiner den Vortheil, (wenn es anders ein Vortheil ist,) daß das Adjectiv keine bestimmte Stelle hatte, sondern nach Belieben vor oder nach seinem Substantive gesetzt werden konnte.

Nicht so die Deutsche Sprache, welche hier wesentlich verschieden ist, und bey der Einrichtung dieses Redetheiles überaus vielen philosophischen Scharfsinn an den Tag gelegt hat, der sich, so viel ich weiß, in keiner andern Sprache findet. Der Deutsche sagt zwar, wie der Lateiner und Grieche, ein gutes Buch, aber nicht, das Buch ist gutes; er sagt, eine vortreffliche Sache, aber nicht, die Sache war vortreffliche; nicht, dein Vater und Bruder sind gesunde; nicht, ich bin dieser Sachen bewußter; nicht, dein Vater hat sich gefreueter oder gefreuete; nicht, nachdem sie gestorbene war; nicht, er ist gestorbener.

Es verhält sich damit so. Der Deutsche macht einen Unterschied unter dem, was dem Dinge als schon wirklich beygelegt gedacht und vorgestellet wird, und unter dem, was an und für sich selbst, oder allein gedacht wird, oder mit andern Worten, was das Substantiv unmittelbar bestimmt, oder was dasselbe nur mittelbar und vermittelst des Verbi bestimmt. In, ein gutes Buch, bestimmt das Beywort das Substantiv

tiv unmittelbar und stellt das Prädicat gut als dem Buche vollkommen beygeleget dar. Sage ich aber, das Buch ist gut, so betrachte ich das Prädicat an und für sich oder allein, und lege es dem Substantivo erst vermittelst des Verbi ist bey. So auch, ein armer gestorbener Mann, und der Mann ist arm gestorben. Etwas unselbständiges, das an dem Dinge selbst befindlich ist, (und damit haben wir es hier allein zu thun,) ist, so bald als es an dem Dinge befindlich gedacht wird, eine Eigenschaft, und so bald es für sich allein betrachtet wird, eine Beschaffenheit. Der Deutsche hat also an Statt des Griechischen und Lateinischen Adjectives zwey Redetheile, das Beschaffenheitswort, (Adverbium qualitatis,) und das Eigenschaftswort, (Adjectivum,) welche auch in ihrem Baue wesentlich verschieden sind. Das erstere ist völlig unbiegsam, weil es nicht unmittelbar das Substantiv, wohl aber das Verbum bestimmt, die Deutschen Verba aber kein Geschlecht bezeichnen. In, Cajus starb arm, gehet arm nicht unmittelbar auf das Subject Cajus, sondern auf das Verbum, und bestimmt die Art und Weise, wie Cajus gestorben ist. Das Eigenschaftswort hingegen oder eigentliche Adjectivum ist biegsam, und muß es seyn, weil es sich unmittelbar auf das Substantiv beziehet.

Im

Im Deutschen dachte man sich die Beschaffenheit eher, als die Eigenschaft, daher haben wir eigentlich keine Adjective, welche nicht von Beschaffenheitswörtern gemacht wären, und der Regel nach, kann aus jedem Beschaffenheitsworte ein Eigenschaftswort gemacht werden; wieder ein sehr metaphysisches Verfahren, weil es bloß auf die Vorstellungsart ankommt, ob ich mir das, was an einem Dinge befindlich ist, als wirklich an demselben befindlich, oder für sich allein, und außer demselben befindlich vorstellen will. Man hat daher zu dieser Absicht eine eigene Art der Biegung, (Motion,) die Concretion, deren Zeichen das e ist, und vermittelst dessen der Deutsche ein jedes Beschaffenheitswort in ein Eigenschaftswort umbilden kann, worauf es noch die Geschlechts- Zahl- und Casus-Zeichen an sich nimmt, und in manchen Fällen mit denselben zusammen schmilzt. Der Mann ist gut; aber der gut-e Mann, des gut-e-n Mannes, die gut-e-n Männer, ein gut-e-r Mann, die oder eine gut-e Frau, wo das Concretions-Zeichen mit dem Casus-Zeichen zusammen gehet.

Der Grieche und der Lateiner wissen von diesem allen nichts. Ihr Redetheil, der das, was an dem Dinge befindlich ist, ausdruckt, ist immer nur einer, ein allezeit biegsamer Redetheil, ein Adjectiv, er stehe, wo

er

er wolle. Der Gebrauch desselben ist daher freylich leichter, zumahl da sie auch nur eine einige Declination für denselben haben, dagegen der Deutsche deren zwey hat; auch ihre Wortfolge ist um deßwillen nicht so eingeschränkt, und sie können sich bey dieser Einrichtung oft weit kürzer fassen, als der Deutsche. Allein ich getraue mir doch zu behaupten, daß alle diese Vortheile nur scheinbar sind, und nur auf Kosten der höchsten möglichen Verständlichkeit, der ersten und einigen Absicht der Rede, erhalten werden können. Das Lateinische pauper mortuus est kann sowohl bedeuten der Arme ist gestorben, als er ist arm gestorben. Der Deutsche hingegen vermeidet diese Zweydeutigkeit durch den vortrefflichen metaphysischen Unterschied, zwischen der Beschaffenheit und Eigenschaft. Doch da das eigentlich nicht hierher gehöret, so halte ich mich auch hier nicht weiter dabey auf. Die Griechen und Lateiner kennen daher auch keine andere Adverbia als Umstandswörter, ob sie gleich Ableitungssylben haben, vermittelst deren sie in manchen Fällen Adverbia von Adjectivis bilden können, dagegen der Deutsche keine andere Adjectiva hat, als die er von Adverbiis macht.

Hierin liegt denn nun auch der erste und vornehmste Grund des Unterschiedes zwischen dem Deutschen Participio und dem Participio der Griechen und Lateiner.

Das letztere ist ursprünglich ein Adjectivum, folglich biegsam, und kann in dieser biegsamen Gestalt nach der Eigenschaft dieser Sprachen sowohl das Substantivum als das Verbum bestimmen. Das deutsche Participium hingegen ist ursprünglich ein Adverbium Qualitatis oder Beschaffenheitswort, und kann als ein solches nur dann gebraucht werden, wenn es unmittelbar auf das Verbum gehen kann. Zwar kann es so wie ein jedes anderes Beschaffenheitswort concresciret, oder zu einem Adjectivo erhöhet werden, allein alsdann läßt es sich wieder nicht anders gebrauchen, als ein anderes deutsches Adjectivum, das ist, unmittelbar vor seinem Substantivo. Der Lateiner kann sagen, legens librum ridebat, aber nicht so der Deutsche, das Buch lesend lachte er, weil lesend als ein Adverbium Qualitatis nur allein das Verbum bestimmen kann, hier aber auf das Subject er gezogen werden muß, als wenn man sagte, er das Buch lesend lachte. Hingegen sagt man ganz richtig, er lachte lesend, oder lesend lachte er, weil lesend hier auf das Verbum gehet, und die Art und Weise bestimmet, wie man lachte, nähmlich im Lesen, oder während des Lesens. Der Deutsche kann daher den obigen Satz nicht anders geben, als er las das Buch und lachte, oder als, indem er das Buch las, lachte er.

Wirk-

Wirkliche Beyspiele werden die Sache deutlicher machen. Ich wähle sie mit Fleiß aus einer der neuesten Schriften, welche ein Muster einer undeutschen, geschmacklosen und barbarischen Schreibart ist, so viele Bewegungsgründe auch der Verfasser haben mußte, die äußerste Sorgfalt auch auf den Styl zu wenden, da es eine Übersetzung eines in dem feinsten Geschmacke geschriebenen Buches seyn soll. *) S. 10. **Der damahls regierende Kaiser, die Mark als ein dem Reich anheim gefallenes Lehn betrachtend, gab es seinem Sohne Ludwig.** Eben daselbst: **Ein Betrüger, der**

*) Es ist solches die neue Uebersetzung der Werke des Philosophen zu Sans-Souci, von welcher vor kurzem die beyden ersten Theile herausgekommen sind. Der oben angeführte unausstehliche Gebrauch der Participien ist nicht das einige, was diese Erscheinung merkwürdig macht. Die vorgegebene neue Uebersetzung wimmelt von niedrigen Ausdrücken, veralteten Wörtern, Provinzial-Ausdrücken, und widersinnig geschmiedeten neuen Wörtern. Sonach wollen wir; die Zeit versplittern; der ihm aus Erkenntlichkeit all die Oesterreicher schenkte; Hofschranzen; der Inhalt des Fehdebriefes war des Schlages; nach ihres Herzens Gelüsten; um die Materie nicht in einander zu wirren; der vorige Wirwar war wieder da; das Unglück war grimmig hinter ihm her; widerspännig; heischen; mit dessen Geschichte wollen wir beginnen; Sühngeschäft; er wurde gemeuchelmordet u. s. f. der abenteuerlichen Ortbographie nicht zu gedenken. Es ist in der That noch etwas mehr als Vermessenheit, die mit so vielem Geschmacke geschriebenen Werke des gekrönten Schriftstellers auf solche Art in seiner eignen Hauptstadt zu verunstalten. Wehe den Gedichten desselben, wenn sie in die Hände dieses geschmacklosen Undeutschen fallen!

den Nahmen Waldemars annehmend sich eine Partie gemacht hatte. S. 14. Der Kaiser diese Anmassung nicht billigend belehnte den Herzog von Meissen damit. S. 22. Jene Tugenden, die den Menschen beynahe über seinen Stand erhebend ihn seine Leidenschaften mit Füßen treten machen, (der letzte Ausdruck dreyfach fehlerhaft, ein Gallicismus, niedrig, und zugleich eine abenteuerliche Figur.) S. 29. Diese sonderbare Art Pächter sich bereichern wollend wählte Mönche und Almosensammler. S. 30. Die Dominicaner waren es, die ihre Aufträge so schlecht ausrichtend die Glaubensänderung veranlaßten. S. 31. Dieser Bekehrer, den Geistesschnitt (welch ein Wort und Bild!) seiner Nation zu kennen vermeinend, glaubte u. s. f. S. 32. Heinrich der achte in Anna von Bulen verliebt geworden und den Papst zu Trennung seiner Ehe nicht bereden könnend, trennte sich eigenmächtig von ihr. S. 41. Der Sohn dieses Herzogs mit ihm gleichen Nahmen führend starb. S. 50. Der Churfürst, die Annäherung des Alters fühlend und sich mit Gebrechen überhäuft sehend, überlieferte die Regierung, u. s. f. S. 55. Der Kaiser nur mit seiner persönlichen Rache beschäftigt, kümmerte, stark genug sich findend, sich nicht im mindesten um u. s. f. S. 63. Gustavs

Gründe beym Lichte besehn waren nichts gültiger als die u. s. f.

Hoffentlich wird kein einiger unter meinen Lesern seyn, welcher nicht das Undeutsche und Unnatürliche in diesem Gebrauche des Participii empfinden sollte. Die Ursache liegt in allen obigen Fällen vornehmlich darin, weil das Participium in der Gestalt eines Adverbii Qualitatis auf das Subject oder Substantiv gezogen worden, da es doch seiner Natur nach nur allein auf das Verbum gehen kann. Selbst wenn das Participium wirklich auf das Verbum gehet, folglich ganz richtig gebraucht werden kann, kann man es durch eine ungeschickte Stellung verwerflich machen. Es ist in der höhern Schreibart erlaubt zu sagen: die Sonne bricht, alles mit Freude belebend, hervor; weil das Participium hier die Art und Weise des Hervorbrechens bestimmt. Hingegen würde es Geschmack und Gehör beleidigen, wenn man sagen wollte: die Sonne, alles mit Freude belebend, bricht nun hervor; weil hier das Participium schlechterdings auf das Subject die Sonne gezogen werden muß, worauf es doch nicht gehen kann; dagegen bey dem Griechischen und Lateinischen Participio, welches von Natur concresciert, d. i. ein Adjectiv ist, dieser Anstoß wegfällt.

Zwar läßt sich das Participium Präteriti auf eine Art gebrauchen, welche das was ich jezt behauptet habe, zu widerlegen scheinet. Z. B. die Nachwelt, angesteckt von ihrer Ahnen Wuth, Hall. Von aller Furcht befreyt eil ich zu dir zurück. Hier scheint es, daß angesteckt und befreyt zunächst auf die Subjecte Nachwelt und ich, nicht aber auf das Verbum gehen. Allein es scheinet nur so, weil hier das Verbum ist ausgelassen worden, auf welches sie eigentlich gezogen werden müssen. Man ergänze solches, so wird man das wahre Verhältniß des Participii nicht verkennen können: Die Nachwelt, welche von ihrer Ahnen Wuth angesteckt ist, u. s. f. Ich, der ich von aller Furcht befreyet bin, eile zu dir zurück. Hier ist der Gebrauch des Participii unter den gehörigen Umständen untadelhaft, weil es hier in seiner wahren Bestimmung stehet, und immer auf das Verbum gezogen werden muß, wenn solches gleich verschwiegen wird. Bey dem Participio Präsentis hingegen ist kein Verbum verschwiegen, daher es in den obigen Arten des Gebrauches allemahl zunächst auf ein Substantiv gezogen werden muß, welches doch seiner Natur zuwider ist.

Es ist daher keine Hoffnung vorhanden, daß das Deutsche Participium jemahls so werde gebraucht werden können, als das Griechische und Römische, weil es

von

von diesem wesentlich verschieden ist und nebst allen übrigen Wörtern, welche etwas Unselbständiges an dem Dinge selbst bezeichnen, zwey sehr verschiedene Redetheile, das Adjectivum und Adverbium Qualitativ ausmacht, dagegen die Griechen und Lateiner für beyde nur einen einigen Redetheil, ihr Adjectivum haben.

Und diese ganze Einrichtung ist gewiß mehr ein Vortheil, als ein Nachtheil, weil das Lateinische und Griechische Adjectiv, folglich auch das Participium, wenn sie nicht unmittelbar vor ihrem Substantivo stehen, sehr oft zweydeutig sind, und sowohl eine Beschaffenheit, als eine Eigenschaft bedeuten können. Deus sapiens manet, kann bedeuten, Gott bleibt weise, und der weise Gott bleibt; liber emtus est meus, mein Buch ist gekauft worden, und das gekaufte Buch ist mein; frater tuus doctus abiit, dein gelehrter Bruder ist weggegangen, und er ist gelehrt weggegangen. Und so in tausend Fällen. Dieser Unbequemlichkeit, ein wahrer Fehler in einer jeden Sprache, weichet der Deutsche durch die vortrefliche Einrichtung seiner Beywörter vollkommen aus. Kann der Lateiner und Grieche bey seinem Verfahren der Rede mehr Abänderung und Kürze geben, so erhält der Deutsche mehr Bestimmtheit und Deutlichkeit, und diese sind jenen allemahl vorzuziehen,

weil die einige Absicht, warum man spricht, doch darin bestehet, richtig und ohne Mühe verstanden zu werden.

So wie das menschliche Geschlecht an Erkenntniß, Einsicht und Cultur immer wächset, je länger es fortdauert, so werden auch die Sprachen immer bestimmter und deutlicher, und kommen folglich ihrer Absicht immer näher, je länger sie fortdauern und je häufiger die Revolutionen sind, durch welche sie gehen. Man vergleiche die Hebräische und ältere Morgenländische Sprachen mit den spätern Griechischen und Römischen; wie arm ist die ganze Einrichtung, wie dürftig der ganze Bau, und wie dunkel und unbestimmt der größte Theil der ganzen grammatischen Einrichtung gegen diese. Und wie viel Schwankendes und Unbestimmtes haben nicht noch diese gegen die neuern Sprachen. Ausser dem schon gedachten Falle will ich nur der Conjugationen gedenken. Die Einrichtung, da so viele und mannigfaltige Verhältnisse durch die Conjugation an dem Verbo selbst ausgedruckt werden, muß nothwendig in unzähligen Fällen dunkel und schwankend seyn, weil man von den Biegungssylben selbst, wodurch die Conjugation geschiehet, nur äusserst dunkele Begriffe haben kann, folglich der Gebrauch selbst sehr oft unbestimmt und schwankend seyn muß. Weit bestimmter, deutlicher und verständlicher ist die Conjugation durch die sogenannten Hülfswörter,

 weil

weil man von ihnen und den Verhältnissen, welche sie bezeichnen, doch wenigstens klare Begriffe hat und haben kann. Daher ist die Conjugation in den ältern Sprachen verwickelter und weitläuftiger, als in den neuern, in der Griechischen weitläuftiger als in der Römischen, und in dieser weitläuftiger als in den meisten neuern Sprachen. Je mehr das menschliche Geschlecht an klaren und deutlichen Begriffen wächset, desto bestimmter und deutlicher werden auch die Sprachen; die Kürze verliert, aber die Verständlichkeit, die einige Absicht der Sprache, gewinnet.

Ich will mich hier bey dem Deutschen Participio nicht weiter aufhalten, weil ich den Gebrauch desselben zur Verkürzung der Sätze, wovon alle unsere Sprachlehrer schweigen, in meiner Sprachlehre, noch mehr aber in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache hinlänglich entwickelt zu haben hoffe. Meine Absicht war bloß zu zeigen, daß unser Participium von dem Griechischen und Römischen wesentlich und in dem ersten Baue verschieden ist, daher hier an keine weitere Anwendung desselben zu denken ist, als dieser Bau verstattet.

Ich bemerke nur noch, daß dieser sorgfältige Unterschied zwischen dem Adjectivo und dem Adverbio Qualitatis zwar von den ältesten Zeiten an in unserer Sprache angetroffen wird, daß man aber denselben von je her

nur sehr dunkel empfunden und sehr schwankend beobachtet hat. Man gebrauchte das Beywort, wenn es das Substantiv unmittelbar bestimmte, folglich concresciert seyn sollte, sehr häufig unconcresciert, folglich wie ein Adverbium: ein gut ehrlich Mann, und noch herrscht dieser Gebrauch in vielen Provinzial-Mundarten, besonders in Ansehung des sächlichen Geschlechtes, ein groß Haus, ein schön Ding. Erst die neuere Hochdeutsche Mundart ging, da sie sich mit Verstand und Geschmack auszubilden anfing, mit deutlichem Bewußtseyn auf diesem von der Nation schon längst gebahnten Wege fort, und nunmehr würde es ein Fehler seyn, ein eigentliches Adjectiv ohne Concretion zu gebrauchen. Wäre solches nun auch gleich nicht geschehen, und hätte man das Beywort, wenn es zur unmittelbaren Bestimmung des Substantives dienet, auch gleich nie concresciret, so wie solches im Englischen nicht geschiehet, so würde doch die Zweydeutigkeit davon nicht zu befürchten gewesen seyn, welche im Griechischen und Lateinischen statt findet, weil die Folge der Wörter in den neuern Sprachen weit bestimmter und eingeschränkter ist, als in den ältern, (wieder ein Vorzug jener vor diesen,) und also die Stelle schon hinlänglich entscheidet, ob das Beywort auf das Substantiv oder auf das Verbum gezogen werden müsse.

4.
Grundgesetz
der Deutschen Orthographie.

Es ist über diesen Gegenstand seit anderthalb hundert Jahren so viel gesprochen und geschrieben worden, daß man es einem ehrlichen Manne kaum zumuthen kann, noch eine Zeile mehr darüber zu lesen. Und doch ist die Sache bey weitem noch nicht erschöpft, und selbst diejenigen, welche unsere gewöhnliche Orthographie so gern zu schmähen pflegen, haben die Grundsätze, wornach sie sich bestimmt, und bestimmen muß, nicht in ihrem ganzen Zusammenhange eingesehen. Jeder von ihnen hat etwas gesehen, aber nicht alles, und das, was er sahe, hat er noch dazu nur halb gesehen; und daher rühren denn die vielen Verirrungen, woran besonders unser gegenwärtiges Zeitalter so fruchtbar ist.

Ich glaube, die Grundsätze unserer bisherigen Orthographie in dem letzten Theile meines Lehrgebäudes der Deutschen Sprache so einleuchtend entwickelt zu haben, als bisher noch nicht geschehen ist. Allein, da eine so allgemeinnützige Sache nicht oft genug gesagt werden kann, so will ich dasselbe hier, so kurz als möglich ist, zu-

ammen

sammen fassen, damit man das Ganze mit ein Paar Blicken übersehen könne.

Man spricht und schreibt, um von jedem seiner Nation ohne Mühe verstanden zu werden, dort für das Ohr und hier für das Auge. Die allgemeine und möglichst leichte Verständlichkeit ist daher die erste und einige Absicht der Sprache und Schrift, und von dieser muß man sowohl in der Sprachlehre, als in der Orthographie schlechterdings ausgehen, wenn man sich nicht in Labyrinthe verirren will, welche keinen Ausgang haben.

Die Absicht der Schrift ist, die Töne des Mundes dem Auge sichtbar darzustellen. Sie kann also keine andere Töne darstellen, als gesprochen werden, und darf sie nicht anders darstellen, als sie gesprochen werden. Hierauf gründet sich nun das erste und vornehmste Gesetz der Schrift: Schreib wie du sprichst. Dieß ist gleichsam das Naturgesetz der Schrift, weil es ganz in der Absicht derselben gegründet ist, und unmittelbar daraus herfließet, und daraus folget denn weiter, daß die Schrift der Aussprache nie widerstreiten müsse, daß man z. B. nicht zweii und dreuzig, Ferd, Frof, schreiben müsse, wenn die ganze Nation zwey und dreyßig, Pferd, Pfropf, spricht. Da man nach einem geschärften Vocale einen Consonanten, wenn kein anderer Consonant

sonant darauf folget, allemahl gedoppelt, und nach einem gedehnten, nur einfach spricht, so folget aus diesem ersten Grundgesetze ferner, daß man sie auch so schreiben müsse. Folglich Fáll, Mánn, nénnen, dem Hérren, rétten, aber dēm, er kām, gebār, mīr, nūn. Wer die Aussprache zum höchsten Grundgesetz der Schrift annimmt, und doch Fal, nenen, Buter u. s. f. für Fall, nennen, Butter schreiben lehret, hat sein Publicum zum Besten.

Das Gesetz, schreib wie du sprichst, ist also das Naturgesetz der Schrift, und liegt bey allen Völkern zu Grunde, weil sie alle im Schreiben einerley Absicht haben. Aber es ist auch nur das Naturgesetz und sonst weiter nichts; und da keine bürgerliche Gesellschaft mit dem bloßen Naturgesetze auskommen kann, sondern positiver Gesetze bedarf, so kann sich auch keine nur einiger Maßen ausgebildete Sprache mit diesem Naturgesetze der Schrift begnügen.

Die Ursachen sind: 1. weil jede Sprache in mehrere Mundarten getheilet ist, welche in Absicht der Aussprache gar sehr von einander abweichen, diese Verschiedenheit aber, wenn die Schrift ihr folgen sollte, ihrer Absicht, der möglichst leichten Verständlichkeit nachtheilig seyn würde, weil sie nicht bloß für den gegenwärtigen Augenblick und den gegenwärtigen Zuhörer, sondern für

entfern=

entferntere Personen und künftige Zeiten bestimmt ist. 2. Weil kein Volk, folglich auch das Deutsche nicht, solche Schriftzeichen hat, welche mit den Tönen des Mundes in dem genauesten und vollkommensten Verhältnisse stehen. Hier nur bey den Deutschen stehen zu bleiben, so bezeichnen k, q und c, ä und das tiefe e, f und v, t und th, chs, ks und x u. s. f. einerley Laut. Lieblich kann bey einerley Aussprache, liplich, liblich liplig, liblig, lieplich, lieplig u. s. f. Hexe, Häxe, Hekse, Häkse, Hechse und Hächse, geschrieben werden. Da nun diese verschiedenen Schreibarten die Verständlichkeit nicht bloß erschweren, sondern in tausend Fällen aufheben würden, so müssen positive Gesetze vorhanden seyn, welche den Mangel des Naturgesetzes ergänzen, und dasselbe in solchen Fällen ersetzen, wo es nicht hinreicht. Bey Völkern, deren Sprachen durch viele und große Erschütterungen gegangen sind, wie zum Beyspiele, die Sprachen der westlichen Europäischen Völker, die alle Eigenthümlichkeit verloren haben, deren Aussprache sich daher auch oft und schnell verändert, kommt 3. noch das Gesetz hinzu, daß die Schrift zur Erhaltung der Verständlichkeit für das Auge, den Bau und Ursprung des Wortes so lange als möglich erhalten muß, wenn gleich die Aussprache ihn verläßt. Allein, weil dieses Gesetz im Deutschen nicht

Statt

Statt findet, weil sich dasselbe von aller groben Vermischung mit fremden Sprachen frey erhalten hat, so halte ich mich auch hier nicht länger dabey auf.

Aber wer soll sie geben, diese positiven Gesetze? und wie müssen sie beschaffen seyn? Eine wichtige Frage, welche ein jeder, der Neuerungen in der Orthographie empfehlen will, vorher sorgfältig überlegen sollte.

Da ich hier nicht wider solche Neuerungen zu Felde ziehen, sondern nur die Grundsätze deutlich entwickeln will, welchen die Deutschen bey ihrer Schrift bisher dunkel gefolget sind, so kann ich die erste Frage übergehen. Ich bemerke daher nur so kurz als möglich. 1. Man irret sehr, wenn man glaubt, daß unsere gewöhnliche Orthographie Gottscheds Erfindung sey, und sie daher die Gottschedische nennt. Ein Paar Grillenfängereyen ausgenommen, die aber nie allgemein geworden sind, hat er in der Orthographie nichts erfunden, sondern weislich die behalten, welche zu seiner Zeit gewöhnlich war. Er suchte sie auf klare Begriffe zurück zu führen, war aber dabey, wie gewöhnlich, sehr unglücklich. 2. Unsere gewöhnliche Orthographie ist nicht das Werk eines oder des andern Individui, sondern, so wie alles in der Sprache, der gesammten Nation, welche dabey nach der dunkeln Erkenntniß der Absicht und Mittel gehandelt hat. Vorzüglich aber ist

sie ein Werk der neuern Hochdeutschen, und hat sich mit ihrer Mundart zugleich verfeinert und ausgebildet.

Hieraus ergeben sich zugleich die Eigenschaften, welche diese positive Gesetze haben müssen, wenn sie ihre Absicht erfüllen sollen. 1. Sie müssen das Naturgesetz nicht aufheben oder zerstören, sondern nur demselben zu Hülfe kommen, und dessen Mängel ersetzen. 2. Sie dürfen nicht willkührlich seyn, sondern müssen ganz in der Absicht der Schrift, der höchsten möglichen Verständlichkeit, gegründet seyn. 3. Sie müssen dem größten Theile der Schreibenden einleuchtend seyn, oder vielmehr, er muß sie von selbst mit dunkelem Bewußtseyn der Absicht und Mittel befolgen können, weil sie eben diesem dunkelen Bewußtseyn ihren ganzen Ursprung zu danken haben. Die entfernte Etymologie ist daher das unschicklichste positive Gesetz für die Schrift, welches nur möglich ist; theils weil nur der allerkleinste Theil der Schreibenden sich darnach zu bestimmen fähig ist, theils aber auch, weil entfernte Abstammungen in den meisten Fällen so schwankend und ungewiß sind, daß des Grillenfanges kein Ende seyn würde. Da die Deutsche Orthographie zugleich die Orthographie einer Schriftsprache ist, so kann man 4. noch hinzusetzen, daß sie auch die abweichende Aussprache der Provinzialen muß leiten und bestimmen können.

Nun

Nun zu den positiven Gesetzen selbst. Sie sind von gedoppelter Art, 1. wesentliche und nothwendige, welche unmittelbar in der Absicht der Schrift, der möglichst leichten Verständlichkeit, gegründet sind; und 2. zufällige und minder nothwendige, welche der Orthographie der Hochdeutschen Mundart, als einer mit Geschmack ausgebildeten Schriftsprache zukommen.

1. Wesentliche positive Gesetze der Deutschen Orthographie.

Dieser sind nur drey, welche so lauten: schreib wie du sprichst, 1. der allgemeinen Besten Hochdeutschen Aussprache gemäß, und wo diese nicht entscheidend ist, 2. in gebogenen und abgeleiteten Wörtern nach der nächsten Abstammung, 3. in Stammwörtern aber nach dem allgemeinen Gebrauche. Ein Paar Worte zur Erläuterung eines jeden werden hinlänglich seyn.

1. Das erste positive Gesetz verbindet bloß die Orthographie der Hochdeutschen Mundart, nicht aber den, welcher Provinzial-Deutsch schreiben will. Aber es muß sich auch ein jeder, welcher Hochdeutsch schreiben will, demselben unterwerfen, weil das Hochdeutsche eine ausgebildete Schriftsprache ist, welche nach ihrer allgemeinsten und besten Aussprache zu schreiben ist.

Wo diese Aussprache zu suchen ist, kann nach dem, was in dem ersten Aufsatze gesagt worden, nicht mehr zweifelhaft seyn. Man hat wohl ehe den Einwurf dagegen gemacht, daß dieses Gesetz unzulänglich sey, weil der Provinzial dasselbe nicht befolgen könne, indem die gute Hochdeutsche Aussprache ihm unbekannt sey. Wenn sie ihm unbekannt ist, so ist ihm freylich nicht zu helfen, und da ist kein anderes Mittel, als er schreibe sein Provinzial-Deutsch, nur glaube er alsdann nicht, daß er Hochdeutsch schreibe. Dieses ist eine Schriftsprache, und muß daher außer dem Lande, wo sie einheimisch ist, als eine jede andere Schriftsprache erlernet werden. Allein sie hat auch selbst sehr gut dafür gesorgt, daß den Provinzen ihre Aussprache so viel als möglich ist, erleichtert werde, weil ihre Orthographie ganz dazu eingerichtet ist, wie aus dem folgenden erhellet wird.

Die beyden folgenden positiven Gesetze sind um der mangelhaften Beschaffenheit unserer Schriftzeichen willen nöthwendig, welche für manche Laute mehr als ein Zeichen, und für manche einfache Laute gedoppelte Zeichen haben. Da diese Unbequemlichkeit den Schriftzeichen aller bekannten Völker eigen ist, weil sie alle ihre Buchstaben von einem ältern entlehnet haben, so finden sie sich auch in der Orthographie aller Sprachen, nur daß die eine sie immer mit mehr klarem Bewußt-

seyn befolgt, auch die eigenthümlichen Bedürfnisse jeder Sprache manche Erweiterungen oder Einschränkungen derselben erfordern. Im Ganzen genommen wüßte ich kein Volk, welches diese beyden Gesetze mit so viel Übereinstimmung und Verstande in seiner Orthographie angewandt hätte, als das Deutsche.

2. Das zweyte positive Gesetz hat zur Absicht, in solchen Fällen, wo die Aussprache allein nicht bestimmt genug ist, die gebogenen und abgeleiteten Wörter, welche wegen des Überflusses der Schriftzeichen auf mehr als eine Art geschrieben werden können, sowohl sich selbst, als ihrem nächsten Stammworte allemahl gleichförmig zu schreiben, durch beydes aber die allgemeine und möglichst leichte Verständlichkeit für das Auge zu erhalten. Wenn der eine *ermlich*, der andere *ermlig*, und der dritte *ärmlig* schreiben wollte, so würden zwar alle drey der besten Hochdeutschen Aussprache gemäß schreiben, und doch würde die möglichst leichte Verständlichkeit leiden, weil man alle drey Formen leicht für drey verschiedene Wörter halten könnte. Schreibt man aber *ärmlich*, so wird das Auge sogleich an das Stammwort *arm* und die Ableitungssylbe *lich* erinnert, und dem Verstande kann die Bedeutung des Wortes nicht mehr zweiffelhaft seyn. Wer im Nominativo *Grap* und im Genitivo *Grabes* schreiben wollte, würde zwar der Aus-

sprache gemäß schreiben; allein der Leser würde beyde leicht für zwey verschiedene Wörter halten können.

Die Abstammung bestimmt also in unserer gewöhnlichen Orthographie nur in den Fällen, wo die Aussprache allein nicht hinreicht, eine einförmige und verständliche Schreibart zu erhalten. Aber auch in diesen kann nur 1. die nächste, und 2. die erweislich wahre dazu gebraucht werden. Die Ursachen sind leicht einzusehen. Was ein Schreibegesetz seyn soll, muß wenigstens von dem größten Theile der Schreibenden mit Bewußtseyn befolget werden können, und richtig schreiben, muß zwar etwas mehr Sprachkenntniß erfordern können, als richtig reden, weil das Schreiben nur ein Bedürfniß der mittlern und obern Classen ist, aber doch nicht mehr, als deren der größte Theil derselben fähig ist. Die nächste Abstammung ist von dieser Art, aber nicht die entfernte. Wer kindlich hört und schreibt, wird allemahl sogleich an Kind und die Ableitungssylbe lich denken, und denken können, und daher gewiß nicht kintlich, kintlig, oder kindlig schreiben; aber wer emsig schreiben will, wird eher an alles in der Welt denken, als an Ameise, um sich für ämsig zu bestimmen. Entfernte Ableitungen sind daher selbst in abgeleiteten Wörtern untauglich, ein Schreibegesetz abzugeben, theils, weil sie nur der Fähigkeit weniger angemessen sind,

theils

theils aber auch, weil sie in den meisten Fällen ungewiß und schwankend sind, und daher der einigen Absicht, warum die Etymologie ein Schreibegesetz seyn soll, nähmlich in zweiffelhaften Fällen die einförmige Schreibart zu erhalten, und die allgemeine und möglichst leichte Verständlichkeit zu befördern, entgegen arbeiten.

Da nun die nächste Abstammung nur ein Hülfsmittel in zweiffelhaften Fällen ist, wenn die Aussprache allein die einförmige Schreibart nicht bestimmen kann, so folgt daraus, daß sie auch nicht weiter getrieben und zum Nachtheil der allgemeinen Hochdeutschen Aussprache gemißbraucht werden darf. Es ist nicht erlaubt, Mägdchen, schmäucheln, verhöhlen, genüßen, flüßen, Pöpel, lüderlich, Päkelhering, Knopflauch u. s. f. zu schreiben; gesetzt auch, daß alle die Ableitungen, worauf sich diese Schreibearten gründen sollen, wahr und richtig wären. Die Etymologie ist nur eine Dienerinn der Aussprache, nicht aber ihre Meisterinn.

Was die nächste Abstammung ist, kann freylich nicht allein in Ansehung der Schreibenden, sondern auch an und für sich in manchen einzelen Fällen zweiffelhaft seyn. Daß ein der Biegung fähiges Wort, in Ansehung der Wurzelsylben durch die ganze Biegung auf eine einförmige Art geschrieben werden muß, so fern

die Aussprache es verstattet, folglich der Tod, das Rad, das Kind, weil man in der Biegung schreiben muß, des Todes, dem Rade, die Kinder, das ist der Begreifflichkeit eines jeden, welcher schreibet, angemessen. Auch die bekannten Ableitungssylben el, er, ig, bar, lich u. s. f. haben wenig Schwierigkeit, so fern nur das Wort, welchem sie angehänget werden, noch bekannt und gangbar ist. Bey ein wenig Aufmerksamkeit wird man leicht gewahr, daß man nicht adelich, sondern adelig, nicht untadelich, sondern untadelig u. s. f. schreiben müsse, weil die Ableitungssylbe hier ig, aber nicht lich ist; daß man Bäcker, Ärmel, Ältern schreiben müsse, weil sie unläugbar von backen, Arm und alt abstammen. Allein in vielen Fällen ist die Ableitungssylbe veraltet und dunkel, oder das Stammwort ist nicht mehr allgemein bekannt, sondern längst vergessen. In diesen und den folgenden Fällen tritt das folgende Gesetz ein, und der allgemeine Gebrauch leitet Statt der Abstammung die schwankende Aussprache. Das Wort Ärndte z. B ist ohne Zwelfel vermittelst der Ableitungssylbe für Abstracta de oder te von dem veralteten Verbo arnen abgeleitet. Die alte Schreibart Erndte ist also in Ansehung des dt unrichtig. Da sich die Hochdeutsche Aussprache für Ernte erkläret, so ist das t richtiger als das d. Allein das

Stammwort arnen ist längst veraltet, und kann also zur möglichst leichten Verständlichkeit nichts mehr beytragen; und in so fern kann man dem Gebrauche zu Folge immer Ernte schreiben.

3. Das dritte positive Gesetz gilt nicht allein für die Stammwörter und alle diejenigen, welche in Ansehung des größten Theils der Schreibenden für Stammwörter gelten, folglich in allen dunkeln Ableitungen, und solchen, deren Stammwörter veraltet sind, sondern auch für diejenigen Fälle, wo die Aussprache der nächsten Abstammung widerspricht. Vor kann der allgemeinen Aussprache unbeschadet for, voor, vohr, foor und fohr, Esel, kann Esell, Ehsel, Äsel, Äsell, Äsäl, Ähsäl und Äsäll, geschrieben werden. Hier zeigt der Gebrauch die einige wahre Schreibart. Vierte, vierzig, Viertel, dieß, wahrlich u. s. f. lauten geschärft, und sollten folglich virte, virzig, Virtel, diß, warlich geschrieben werden; allein der einstimmige Gebrauch hat hier gut gefunden, die nächste Abstammung der Aussprache vorzuziehen; ohne Zweiffel aus dem dunkelen Bewußtseyn, daß sich die Aussprache hier eigentlich nicht hätte von der nächsten Abstammung entfernen sollen.

Nichts ist unsern Neuerern in der Orthographie von je her so anstößig gewesen, als dieser Gebrauch, und sie

haben nicht Schmähworte genug finden können, ihren Unmuth an ihm zu büßen. Allein ich sehe nicht ein, warum der Gebrauch in der Orthographie verächtlicher und unrechtmäßiger seyn sollte, als in andern Theilen der Sprache. Wir sagen im Plural Männer, Häuser, Felder, Bäume, Tische, wir conjugieren fallen, ich fiel, gefallen, hangen, hing, gehangen u. s. f. wir nennen reiten reiten und nicht fahren, alles ohne einen andern Grund angeben zu können, als den allgemeinen Sprachgebrauch. Und warum sollten wir denn nicht dem allgemeinen Gebrauche zu Folge Liebe, vor, Vater u. s. f. schreiben können, da doch einmahl die einförmige Schreibart um der möglichst leichten Verständlichkeit willen nothwendig ist, und kein anderer Bestimmungsgrund vorhanden seyn kann, sie zu erhalten? Die Aussprache reicht hier nicht hin, denn ihr zu Folge kann ich auch Fater, Faater, Father, Fahter, Vaater, Vahter und Vather schreiben. Die Etymologie ist untauglich, weil sie in entfernten Ableitungen der Faßlichkeit des größten Theiles der Schreibenden nicht gemäß, und in den meisten Fällen viel zu schwankend und ungewiß ist, als daß sie eine einförmige Schreibart erhalten könnte. Ihr zu Folge könnte es dem einen einfallen, Vater von dem Niedersächsischen föhden, oder von dem Hochdeutschen futtern, oder gar

von

von einem garstigen Französischen, auch im Deutschen nicht ganz unbekannten Worte abzuleiten, und der Abstammung zu Folge Föder, Futterer, oder gar Futter zu schreiben. Der Fall ist nicht erdichtet. Dergleichen Thorheiten kommen bey unsern etymologischen Reformatoren der Orthographie häufig genug vor, und am Ende ist eine Thorheit wohl so viel werth, als die andere.

Dieser Gebrauch war bey seinem Ursprunge auch nicht willkührlich, sondern hatte seinen Grund, eben so wohl als es seinen hinreichenden Grund hatte, warum man ich nehme, ich nahm, genommen, das Dorf, die Dörfer u.s.f. beugte; denn ganz willkührlich ist in der Sprache nichts. Sehen wir nun gleich von so vielen in der Sprache befindlichen Veränderungen den Grund nicht mehr ein, weil wir nach so vielen Jahrhunderten fortgeschrittener Cultur ganz anders empfinden und denken, als die Urheber der Sprache, und behalten wir dennoch alle diese Veränderungen ohne Bedenken bey, weil die Absicht der Sprache, die möglichst leichte Verständlichkeit, es erfordert: so sehe ich nicht ein, warum wir in Ansehung der Schrift anders verfahren sollten, da sie mit der Sprache einerley Absicht hat, zumahl da sich von ihrem Gebrauche immer noch eher Gründe angeben lassen, als von dem Sprachgebrauche.

2. Minder nothwendige und Neben-gesetze.

Diese sind in der Schrift ungefär das, was in bürgerlichen Gesellschaften die Polizey-Gesetze sind, und dienen zur Beförderung der Bequemlichkeit, des Wohlanständigen, selbst auch der möglichst leichten Verständlichkeit, obgleich nur in Nebendingen. Da ich hier keine vollständige Orthographie schreiben will, so will ich nur einige der vornehmsten anführen, weil schon daraus erhellen wird, daß unsere gewöhnliche Orthographie nicht so willkührlich und ungereimt ist, als viele glauben.

1. Leite die Provinzial-Aussprache da wo es nothwendig ist, durch das h. Die Hochdeutsche Orthographie ist die Orthographie einer Schriftsprache. Sie bildete sich mit der Hochdeutschen Mundart in Obersachsen zugleich aus, und zwar zu einer Zeit, da die Handlung, Künste und Wissenschaften immer eine große Menge Fremder aus allen Provinzen dahin zogen. Die Provinzial-Aussprachen waren daher immer gegenwärtig, und erweckten durch ihre Abweichungen nach und nach das dunkele Verlangen, ihren Mängeln zu Hülfe zu kommen, und ihre Aussprache zu leiten. Man bemerkte, daß gewisse Provinzen immer so geneigt sind, den Vocal vor einem der flüssigen Buchstaben l, m, n und r zu schärfen, und folglich den folgenden einfachen flüssigen

gen Consonanten gedoppelt hören zu lassen: hól, Róle, wól, némen, nám, lám, der Kán, Hún, mér, wár, u. s. f. als wenn sie holl, Rolle, woll, nemmen, namm, lamm, Kann, hunn, merr, warr geschrieben wären. Für diese war nun der folgende einfache Consonant kein hinlängliches Zeichen der Dehnung des vorhergehenden Vocales, sondern man mußte selbige noch besonders bezeichnen, und man wählete dazu das h, und schrieb also hohl, Rohle, wohl u. s. f. Hieraus erhellet zugleich, theils warum man das h nicht in allen Fällen vor den flüssigen Buchstaben angenommen hat, theils warum man es in manchen auch vor dem s und t angewandt hat. Das sich selbst überlassene Bedürfniß thut nichts ohne Ursache. Man gebrauchte das h daher nur in denjenigen Wörtern, in welchen die Provinzial-Aussprache diese Leitung nothwendig machte, und ließ es da weg, wo der Vocal schon ohnehin von jedermann gedehnet ward.

Das so sehr angefochtene h hätte also seinen Ursprung einer zärtlichen Sorgfalt für die Provinzen zu danken, und verdiente also die vielen Vorwürfe nicht, die man ihm gemacht hat. Da die Ursache dieses Gebrauches mit der Zeit vergessen, oder doch nur sehr dunkel empfunden ward, so kann es seyn, daß man in Anwendung des h nach und nach weiter gegangen ist, als die erste Ab-

sicht es erforderte, und daher rühret es denn auch, daß der Gebrauch des h in manchen Wörtern so schwankend ist. Allein daraus folget noch nicht, daß man das h als ein Dehnungszeichen jezt ganz entbehren könne, weil viele Provinzen diese Leitung noch gewiß bedürfen. So spricht man z. B. in Schwaben nemmen und Schwäbische Sprachlehrer empfehlen sogar diese Form als die einige richtige. Soll sie Hochdeutsch seyn, so ist sie unrichtig, und hier würde das einfache m nicht hinlänglich seyn, dem Schwaben, wenn er Hochdeutsch schreiben und sprechen will, seine angeborne Mundart abzugewöhnen, sondern es ist ein noch mehr auffallendes Zeichen nöthig. Für das Hochdeutsche Kohle, Huhn u. s. f. spricht der Schlesier Kolle, Hunn, Hünner, für hohl der Niederdeutsche holl u. s. f. In allen solchen Fällen bedarf die Provinzial-Aussprache hervor stechender Zeichen, wenn sie ihren gewöhnlichen Gang verlassen soll.

Ich glaube, daß das th einen ähnlichen Grund hat. Ursprünglich und bey den ersten Franken war es wohl ein Zeichen eines eigenen Lautes, welcher das Mittel zwischen dem t und s hielt, und dem Θ der Griechen und th der heutigen Engländer ähnlich war. Allein da dieser Laut im Deutschen längst verloren gegangen war, und der Gebrauch ihn doch in der Schrift erhalten hatte, so wandte man ihn gleichfalls zur Bezeichnung des gedehn-

dehnten Hülfslautes an, nur mit dem Unterschiede, daß das th die Dehnung allemahl bezeichnet, es mag vor oder nach dem Hülfslaute stehen: Thaler, That, Thau, ros, Theil, theuer, Thier, Thor, Thon, argilla, thun, Thier, Thurm, Armuth, Noth, Loth, roth, Wuth, Ruthe, Pathe. Wirth ist vielleicht das einige, wo es nach einem geschärften Vocale stehet. Daß es nicht in allen Fällen vor oder nach einem gedehnten Hülfslaute stehet, Tod, Geburt, Bret, u. s. f. rühret vermuthlich wieder daher, weil die Provinzial-Aussprache hier keiner besondern Leitung bedurfte.

2. Gib einem Worte die gehörige Vollständigkeit, welche es der Aussprache unbeschadet erhalten kann. Von diesem bloß in der Schicklichkeit oder dem Wohlanständigen gegründeten Gesetze rühret ohne Zweifel die Verdoppelung der Vocalen her, die daher nicht bloße Zeichen der Dehnung sind, sondern zugleich dazu dienen, dem Worte auch im Äußern eine gewisse Vollständigkeit, und wenn ich so sagen darf, mehr Körper zu geben. Es wird dieß dadurch sehr wahrscheinlich, daß diejenigen Wörter, in welchen die Verdoppelung des Vocales üblich ist, lauter einsylbige Substantiva sind: Aa, ein Fluß, Aal, Aar, Aas, Haar, Paar, Saal, Saat, Staar in den Augen, Staat, Waare, Beere, Beet, Beere, Heer, Klee, Meer, Schnee, See,

Seele,

Seele, Speer, Theer, Moor, Loos, Moos, Boot. Leer und das Oberdeutsche zween sind vielleicht die einigen, welche keine Substantiva sind, und den Vocal dennoch verdoppeln. Da Substantiva die vornehmsten Wörter in der Sprache sind, so empfindet man etwas Unschickliches, wenn man sie so mager da stehen siehet, als A, Al, Ar, As u. s. f. die Aussprache kann sich hier durch den gedehnten Ton helfen, und die Schrift hat die Verdoppelung gewählet.

Hierin scheinet auch die Ursache zu liegen, warum das gedehnte i in allen Fällen, einige wenige ausgenommen, durch ie ausgedruckt wird. Das i ist der magerste Vocal unter allen, und man fand etwas Unschickliches darin, ihn, wenn er gedehnt lautet, so dürre da stehen zu lassen. Ihn zu verdoppeln, war unbequem, weil man ii leicht mit ü hätte verwechseln können. Das h war gleichfalls nicht schicklich, weil es nur die Dehnung bezeichnet, hier aber dem Vocal mehr Körper gegeben werden sollte, wozu etwas gleichartiges, folglich ein Vocal erfordert ward. Man wählete also das e, weil ie ohnehin schon in der Schrift befindlich war, obgleich nur als ein überrest einer Oberdeutschen Provinzial-Aussprache, welche noch jetzt Wi-en, Bi-e-ne spricht.

3. Sib

3. Gib aber auch einem Laute nicht mehr Körper, als ihm gebühret. Aus diesem Grunde werden ch und sch nach geschärften Vocalen nie verdoppelt, wenn sie gleich gedoppelt ausgesprochen werden. Das ch bestehet schon aus zwey, und das sch aus drey Zeichen und beyde bezeichnen nur einen einfachen Laut. Wollte man wachchen, Sachche, waschschen, Wäschsche schreiben, so würden die verdoppelten Laute ch und sch aus vier und sechs auf einander folgenden Consonanten bestehen. Aus eben derselben Ursache werden die gedehnten ä, ö, u und ü nie mehr verdoppelt.

4. Vermeide, was das Auge beleidigt, sofern es ohne Nachtheil der übrigen Schreibegesetze geschehen kann. Das k ist so wohl für den Schreiber der schwerste, als für das Auge der unangenehmste Consonant, weil er aus einem krausen Kopfe an einem dünnen Körper bestehet. Das empfand man schon sehr frühe, und wählete daher statt des kk das ck. Mittag, Betttuch beleidiget das Auge wegen der drey auf einander folgenden t, daher läßt man es in dem ersten einmahl weg, und schreibt in andern Zusammensetzungen lieber Bett-Tuch u. s. f. So auch Stamm-Mutter. Eben so läßt man in Kunst, Gewinst, Gunst, Gespinst u. s. f. das eine n des Stammwortes weg, um das Auge durch die vielen Consonanten nicht zu beleidigen, zumahl da die

Aus-

Aussprache darunter nicht leidet, und dergleichen abgeleitete Wörter schon als entfernte Ableitungen angesehen werden.

4. Sorge für die möglichst leichte Verständlichkeit auch in Nebendingen, so fern es ohne Nachtheil der übrigen Schreibegesetze geschehen kann. Daher fängt man jedes Substantiv mit einem großen Buchstaben an, zumahl da wir so viele Adverbia haben, welche mit Substantiven gleichlautend sind, gut und das Gut, böse und das Böse, übel und das Übel, u. s. f. Daher der sorgfältige Gebrauch der Unterscheidungszeichen. Daher der Gebrauch des Bindezeichens bey zusammengesetzten Wörtern, theils wenn sie aus einem fremden und Deutschen Worte bestehen, Consistorial-Rath, Raths-Collegium, theils wenn sie aus zwey fremden Wörtern bestehen, welche in ihrer Sprache keine Zusammensetzung machen können, Justiz-Collegium, wo in beyden Fällen auch der gute Geschmack die Zusammenziehung verbiethet; theils in allzulangen zusammen gesetzten Wörtern, wo die gehäuften Begriffe Verwirrung machen, wenn sie als ein ungetheiltes Ganzes gedacht werden sollen: Ober-Feld-Krieges-Directorium, Berg-Ober-Geschworner, oder allenfalls, Berg-Obergeschworner; theils endlich auch, wenn die Zusammensetzung das Wort verdunkelt, und den Leser in

Ge-

Gefahr setzt, den wahren Ton zu verfehlen. Bergaron, Bergerle, Bergeremit, Leinathen, Geschichte des Lechrains, können leicht Bérgaron, Bérgerle, Bérgermit, Leináthen, Lechraíns gelesen werden, oder doch Anstoß machen; daher schreibt man sie und alle ähnliche Wörter lieber mit dem Bindestriche, Berg-Aron, Berg-Erle, Lech-Rain, Lein-Athen, Lech-Rains.

* * *

Dieß sind die Grundsätze alle, auf welche unsere gewöhnliche Orthographie gegründet ist. Man urtheile nunmehr selbst, ob sie so mangelhaft und ungereimt sind, als so oft behauptet worden. Es kommt nur darauf an, ob die Deutschen in der Anwendung dieser Grundsätze eben so glücklich gewesen sind, als in Entwerfung und Annahme derselben, und da wird sich bey einer genauen Untersuchung einzeler Fälle finden, daß die Deutsche Orthographie auch darin mit mehr Übereinstimmung und Verstande zu Werke gegangen ist, als die Orthographie irgend einer andern Sprache, obgleich jede auf eben dieselben Grundsätze gebauet ist, und gebauet seyn muß, weil sie unmittelbar aus der höchsten und einigen Absicht jeder Schrift, der allgemeinen und möglichst leichten Verständlichkeit, herfließen.

Viele der ihr vorgeworfenen Mängel rühren wirklich nur zu oft aus einer mangelhaften Kenntniß der Sprache und ihrer Einrichtung her. Ich will solches nur mit einem Beyspiele beweisen, indem die meisten Fälle dieser Art sich schon aus dem vorigen erklären lassen.

Wie oft hat man nicht das tz zu verwerfen gesucht, gemeiniglich aus dem Grunde, weil man es für ein zusammengezogenes zz gehalten, dessen Ursprung man sich nicht zu erklären wußte. Allein es ist leicht zu zeigen, daß es nichts weniger ist, als das. Da der Sauselaut einer der Lieblingslaute der mittlern und obern Deutschen und aller ihrer westlichen und südlichen Nachbarn ist, so haben sie ihn auch nach allen Graden; den gelindesten, Rose, den einfachen scharfen, Buße, den verdoppelten scharfen, lassen, und den harten das z. Dieses ist also der härteste Laut seiner Classe, aber darum eben so wenig ein doppelter Laut, als es p, f, ch, k und t sind, welche gleichfalls die harten Laute ihrer Classen sind. Das tz kommt überall nur in abgeleiteten Wörtern vor, und zwar nur in solchen, wo sich das Wurzelwort auf ein t endigt, der Ableitungslaut aber s ist, oder sich mit s anfängt, wie z. B. die Ableitungssylben der Verborum —seln und —sen. Da das t der härteste Laut seiner Art ist, so gehet auch das s, wenn es unmitelbar auf demselben folget, gern in das

harte

harte z über, weil der feste Druck des Mundes, welcher zu dem t erfordert wird, sich auch gern bis auf das folgende s erstrecket. Platzen, reitzen, schlitzen, spreitzen, blitzen, ritzen, sind eben so viel als plat=sen, reit=sen, schlit=sen, spreit=sen, blit=sen, rit=sen, und Schatz, Hitze, Witz eben so viel als Schat='s, Hit=se, Wit=s. Das tz ist also in der nächsten Abstammung gegründet, und wird daher in der Schrift billig beybehalten.

5.

Auch etwas von dem Zustande der Deutschen Litteratur.

Es ist über diesen Gegenstand, auf Veranlassung eines königlichen Schriftstellers, seit kurzem sehr viel geschrieben und manches Gute gesagt worden. Allein, es ist dessen ungeachtet noch eine kleine Nachlese übrig, und besonders scheinet mir der wahre Gesichts-Punct, aus welchem unsere Litteratur betrachtet werden muß, noch nicht völlig getroffen zu seyn. Ich bleibe hier blos bey der schönen Litteratur stehen, obgleich das, was davon gesagt werden wird, auch auf einen großen Theil der übrigen Gelehrsamkeit anwendbar ist.

Die schöne Litteratur hat es eigentlich mit dem Schönen zu thun. Das gibt schon der bloße Nahme, und wer es noch nicht glauben will, kann es in allen Lehrbüchern der schönen Wissenschaften und Künste bewiesen finden. Die Behandlung und Bearbeitung des Schönen erfordert aber ein Vermögen, das Schöne zu empfinden, und es von dem, was nicht schön ist, zu unterscheiden. Dieses Vermögen heißt nun der Geschmack, und es wird wohl niemand läugnen, daß er der erste und einige Sinn der schönen Litteratur ist, welcher hier

eben so wesentlich nothwendig ist, als das Gesicht für den Mahler und das Gehör für den Tonkünstler. Aber er ist nicht bloß der unentbehrlichste Sinn für die schöne Litteratur, er ist es selbst in allen Wissenschaften, weil es auch einen Geschmack in Ansehung des Wohlanständigen, des wirklich Nützlichen und Brauchbaren und selbst des Wahren gibt, und Gelehrsamkeit ohne Geschmack Pedanten bildet.

Es kommt also bey dieser ganzen Untersuchung der Deutschen Litteratur und ihres Verhältnisses gegen die Litteratur unserer Nachbarn, alles bloß darauf an, ob die Deutschen Geschmack haben, ob sie ihn in dem gehörigen Grade haben, und wie sich ihr Grad des Geschmackes gegen den Grad ihrer Nachbarn verhält. Darauf ist, däucht mir, nicht genug Rücksicht genommen worden, oder wenn es ja geschehen ist, so hat man doch die Sache immer nicht aus dem rechten Lichte angesehen.

Soll der gute Geschmack in einem Lande eine gewisse Allgemeinheit erhalten, welches nothwendig ist, wenn er auf die Litteratur überhaupt wirken soll, so wird dazu zweyerley erfordert: 1. eine gewisse Feinheit des Empfindungsvermögens, oder ein gewisser Grad der Empfindsamkeit, von jedem Grade des Schönen und nicht Schönen den gehörigen Eindruck empfangen zu können, und 2. eine langwierige Bekanntschaft mit schö-

nen Gegenständen aller Art, welche diesem Vermögen die nöthige Leichtigkeit und Sicherheit ertheilen muß.

Soll das Empfindungsvermögen eine gewisse allgemeine Feinheit erhalten, welche sich auf das Schöne aller Art erstrecken soll, so gehöret dazu eine gewisse durch lange anhaltende Cultur bewirkte Feinheit des Körpers und aller Empfindungswerkzeuge. Die allgemeine Feinheit des Empfindungsvermögens stehet mit der Masse des Körpers immer in einem genauen Verhältnisse, und das aus sehr leicht begreiflichen Ursachen, welche ich hier nicht anführen darf. Ich sage, die allgemeine Feinheit, d. i. sofern sie sich auf alles, was nur in das Gebiet des Schönen und nicht Schönen gehöret, erstrecken soll; denn es kann sich eine Nation ihrer schwerfälligen Körper ungeachtet, durch anhaltende Bemühung allerdings gewisse feine Empfindungen einer Art erwerben, allein zu einer Allgemeinheit wird sie es nie bringen. Der Franzose ist nun einmahl immer der, welchen man dem Deutschen, wenn es auf Geschmack und Litteratur ankommt, entgegen stellt; allein vergleicht man beyde in Ansehung der körperlichen Masse, so muß der Deutsche dem Franzosen nachstehen, wohl verstanden, daß man beyde ganz allgemein und im Ganzen nehme, das ist, nach dem größten Theile jeder Nation. Der Deutsche kann also schon aus diesem Grunde noch

nicht denjenigen Grad der feinen Empfindung besitzen, zu welchem es der Franzose gebracht hat, weil er in der Cultur um ein Paar Jahrhunderte jünger ist, und in Ansehung der Cultur und körperlichen Masse ungefär noch das ist, was sein westlicher Nachbar unter Franciscus I war.

Der zweyte Umstand ist für Deutschland eben so wenig vortheilhaft, denn er erfordert blühenden Wohlstand, und besonders eine ausgebreitete Handlung, welche die Begriffe erweitert, und schöne Gegenstände aller Art verbreitet. Daß Deutschland im Ganzen genommen, besonders in Ansehung der obern Classen, auf welche es hier vornehmlich ankommt, den blühenden Grad des Wohlstandes noch nicht hat, als Frankreich, und daß es demselben in Ansehung der lebhaften innern und äußern Handlung bey weitem nicht gleich kommt, wird niemand läugnen. Es darf uns also nicht wundern, wenn der Geschmack bey demselben noch nicht denjenigen Grad der Feinheit und der Allgemeinheit erhalten hat, in welchem wir ihn in Frankreich finden.

Aber wenn es nun diesen Grad der Verfeinerung noch nicht erhalten hat, und Dank sey es seinem Schicksale, daß es ihn noch nicht hat! so kann es doch einen gewissen Grad des guten Geschmackes haben, der dem Grade seiner Cultur und seines Wohlstandes angemes-

sen ist, und bey welchem es sich vielleicht besser befinden könnte, als Frankreich bey seinem bereits weit über das gehörige Maß verfeinerten Geschmacke. Aber wo ist er anzutreffen? wie weit hat er es gebracht? was hat er für Einfluß auf das übrige Deutschland? Alle diese Fragen hängen genau mit demjenigen zusammen, was bereits in dem ersten Aufsatze dieses Stückes gesagt worden, daher ich mich hier desto kürzer fassen kann.

Cultur und Wohlstand sind nicht in allen Theilen eines Landes von beträchtlichem Umfange gleich, und können es nicht seyn. Aber sie erreichen doch immer in einem Theile einen gewissen Grad der Höhe, und zwar denjenigen Grad, dessen eine Nation nach der Beschaffenheit ihrer Umstände nur fähig ist; und dieser Theil wird denn das Vorbild der ganzen Nation, und dienet dem Geschmacke in derselben, und allem was seiner Leitung fähig und bedürftig ist, zur Stütze. Sehr oft ist es die Hauptstadt des Landes, weil sich die Reichthümer der Provinzen gemeiniglich um den Hof versammeln, und hier Wohlstand und Cultur zusammen drängen, deren erstgeborne Tochter denn immer ein verfeinerter Grad des Geschmackes ist. Allein die Hauptstadt ist es nicht nothwendig; Griechenland hatte keine gemeinschaftliche Hauptstadt, und hatte doch an Athen eine sichere und mächtige Stütze des guten Geschmackes.

Ita=

Italien hatte in den mittlern Zeiten eine Hauptstadt und doch ward Florenz der vornehmste Sitz des guten Geschmackes und gab den Ton für das ganze übrige Italien an.

Es ist daher ungegründet, wenn man den Verfall der Deutschen schönen Litteratur, oder welches eben das und noch mehr ist, den Verfall des guten Geschmackes aus dem Mangel einer gemeinschaftlichen Hauptstadt herleiten will, wie so oft geschehen ist. Es kommt nur darauf an, ob dieser Mangel nicht auf eine andere, und vielleicht weit zuträglichere Art ersetzt wird. Zur Zeit der Schwäbischen Kaiser war ihre Hofstatt der vornehmste Sitz des guten Geschmackes in Deutschland, und ward daher für das ganze übrige Deutschland Original. Freylich war es nur noch ein sehr roher, ungebildeter, und übel geleiteter Geschmack, so wie er damahls in ganz Europa herrschte, und herrschen mußte; aber er hatte doch immer die höchste damahls nur mögliche Verfeinerung. Nach dem Abgange dieses Hauses und den darauf folgenden unruhigen Zeiten, dauerte die Stimmung, welche Deutschlands Geschmack unter den Hohenstaufen erhalten hatte, noch eine geraume Zeit fort; allein er blieb da stehen, wo er war, oder verfiel vielmehr, weil es ihm an Nahrung, Aufmunterung und Leitung gebrach; daher ist der Zeitraum von dem An-

fange des vierzehenten Jahrhundertes bis nach dem Anfange des sechzehenten für die schöne Litteratur und bildenden Künste in Deutschland so unfruchtbar.

Zwar hatten die in Italien wieder hergestellten Künste und Wissenschaften auch ihren Einfluß auf Deutschland; allein die Wirkung war noch sehr langsam, und der Geschmack sehr einseitig, weil er sich vornehmlich nur auf die alte Litteratur erstreckte, und Zeit und Umstände nöthig waren, den hier wieder hergestellten guten Geschmack auf alles das zu verbreiten, was dessen nur fähig war, besonders auf die Landessprache, ohne welche keine schöne Deutsche Litteratur möglich war.

Das mußte nun zunächst in demjenigen Theile Deutschlandes geschehen, in welchem sich alle die äußern und innern Umstände vereinigen, welche dazu erfordert werden, dem aufkeimenden Geschmacke diejenige Allgemeinheit zu geben, welche er erhalten muß, wenn er auf die Sprache, die Sitten, und die ganze Art zu denken und zu handeln wirken soll. Bey einer rauhen unausgebildeten Sprache, bey harten strengen Sitten ist an keine schöne Litteratur, selbst nicht an eine schöne Anwendung der höhern Wissenschaften zu gedenken. Die dazu nöthigen Umstände sind, ein hoher Grad der Volksmenge, welcher die Erfindsamkeit zur Vermehrung der Nahrungswege schärfet, und die

Sitten abschleiffet und verfeinert, und durch Fleiß und Handlung erworbener Wohlstand, welcher den Hang zum Vergnügen erwecket, und Muße und Mittel zu dessen Befriedigung verschaffet. Wirken diese eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nation, so bilden sie endlich den Geschmack, weil bey verfeinerten Sitten und Körper-Massen und dem beständigen Umgange mit schönen Gegenständen endlich das Empfindungsvermögen so weit verfeinert wird, daß es eine bestimmte Festigkeit erhält, und daher desto sicherer auf die Sprache, und alles, was seines Einflusses nur fähig ist, zurück wirken kann.

Das pfleget nun gemeiniglich in der Hauptstadt jedes Landes zu geschehen; allein in Deutschland geschahe es dießmahl nicht, sondern in einer mitten in demselben gelegenen Provinz, und zwar in einer Provinz, welche eine der jüngsten im Reiche war, und noch vor wenig Jahrhunderten von Wenden war bewohnet worden; ein sicherer Beweis, daß Alterthum, Herrschaft und Umfang nicht allemahl Bürgen des besten Geschmackes sind.

Diese Provinz, und welche könnte es anders seyn, als das südliche Obersachsen, eine von der Natur vorzüglich begabte Provinz, hatte sich durch Bergbau, Erfindsamkeit, Manufacturen und Handlung von dem

funf-

funfzehenten Jahrhunderte an einen blühenden Wohlstand erschaffen, und dadurch seinen Bevölkerungsstand außerordentlich vermehret. Schon dadurch verfeinerte sich der Geschmack, und man müßte dessen weiten Umfang nicht kennen, wenn man läugnen wollte, daß er an der Reformation der Religion und aller Wissenschaften, welche in Obersachsen angefangen und vollendet wurde, nicht auch seinen beträchtlichen Antheil gehabt haben sollte.

Mit der Musterung und Wegschaffung des Gröbsten ging es sehr geschwinde von Statten; allein für die schöne Litteratur war der Fortschritt sehr langsam, und mußte es seyn. Der gute Geschmack mußte sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache erschaffen. Sollte dieses geschehen, so mußte er in der Provinz, welche er sich zu seinem Sitze gewählet hatte, eine gewisse Allgemeinheit erhalten, und über alle obern und mittlern Classen selbst bis auf einen Theil der niedern verbreitet werden. Allein, wie viel Zeit wird dazu nicht erfordert, besonders wenn diese Verfeinerung wieder auf die Sprache und das ganze Empfindungsvermögen zurück wirken soll? Wie viele Jahrhunderte fortschreitender Cultur bedurften nicht Griechenland, Rom und Frankreich, ehe ihre Sitten, Empfindungen und Sprachen so weit ausgebildet wurden

den, daß sie ihrem Lande eine wirklich schöne Litteratur verschaffen konnten?

Die schöne Litteratur machte daher in Obersachsen bis gegen die Mitte des gegenwärtigen Jahrhundertes keine vorzügliche Figur, und außer Sachsen konnte sie es noch weniger machen, ob es gleich nirgends an guten Köpfen fehlte, und die guten Schriftsteller in den Provinzen sich schon damahls in Obersachsen und nach Obersachsen zu bilden suchten, wie von Opitz und andern erweislich genug ist. Die Ursache war, weil Sitten, Sprache und Empfindungen noch nicht den gehörigen Grad der Verfeinerung erhalten hatten, daher auch die besten Schriftsteller des vorigen Jahrhundertes jetzt unles'bar sind.

Allein in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhundertes vereinigten sich verschiedene Umstände, welche sehr mächtig auf den so lange im Stillen vorbereiteten Geschmack wirkten, und ihm die nöthige Allgemeinheit, und einige wahre Richtung gaben. Die vornehmsten waren, der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand und Volksmenge, die in Obersachsen wieder hergestellte, und dem gemeinen Menschenverstande begreifflich gemachte und allgemein verbreitete Philosophie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Künste mit vollen Händen un-

terstützten, und dadurch Schöpfer des feinern Geschmackes wurden, die von Gottscheden gereinigte und von fremden Auswüchsen befreyete Sprache, und die vornehmlich durch ihn geschehene Verdrängung des schwülstigen Geschmackes der neuern Italiäner aus der schönen Litteratur der Deutschen u. s. f. Alle diese Umstände wirkten schnell und unwiderstehlich, und Obersachsen ward nunmehr Deutschlands Attica und Toscana und diente dem bisher noch unvollkommenen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerinn.

In dem Zeitpuncte von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg, waren diese Folgen am sichtbarsten, und das ist auch unstreitig der schönste Zeitpunct, nicht nur der schönen Litteratur Deutschlandes, sondern des Deutschen Geschmackes überhaupt. Deutschland verkannte sein Athen damahls nicht; alle Provinzen ärnteten hier Geschmack und Künste, die wirklich classischen Schriftsteller, welche wir haben, sind insgesammt solche, welche sich in Obersachsen oder doch nach Obersächsischen Mustern gebildet haben, und es fiel damahls in ganz Deutschland niemand ein, zu sagen, daß der Deutsche Geschmack keine Stütze habe, wie man wohl jetzt klagen höret.

Der siebenjährige Krieg und die darauf folgende größere Verbreitung der Handlung und der Manufactu-

ren

ten verminderten Sachsens Wohlstand und Volksmenge, und schwächten dadurch zugleich die Thätigkeit, mit welcher es dem übrigen Deutschlande in den Werken des Geschmackes vorgeleuchtet hatte, aber nicht den guten Geschmack selbst, der einmahl zu fest gegründet und zu sehr verbreitet war. Es ehrete denselben in der Stille, ob es ihm gleich keine rauschenden Hekatomben mehr opferte. In so fern könnte man allenfalls sagen, der gute Geschmack habe in Sachsen einen Stillstand gemacht, und aufgehöret, auf der Bahn fortzugehen, welche er so rühmlich betreten hatte. Allein, da Geschmack und Cultur ihre Gränzen haben, da es einen gewissen männlichen Grad beyder gibt, welcher bey allen Völkern immer der schönste ist, welchen eine Nation, wenn sie Verstand hat, und es in ihren Kräften stehet, zu erhalten suchen sollte, so scheinet es, daß der Zeitpunct von 1740 bis 1760 der einige wahre männliche Grad des guten Geschmackes für die Deutschen war, welchen sie nicht überschreiten sollten. Doch das nur im Vorbeygehen.

Genug, Sachsen hörete nach dem letztern langwierigen Kriege auf zu blenden, und zu rauschen; der hier ausgebildete Geschmack verlor dadurch seinen Einfluß auf das Ganze. Die übrigen Deutschen Provinzen, welche sich nach Obersachsen gebildet hatten, waren mit

dem

dem empfangenen Grade der Cultur zufrieden, und glaubten nun, ohne fremde Beyhülfe weiter gehen zu können. Allein, da die erhaltene Bildung in Ansehung des Geschmackes nur noch sehr unvollkommen war, weil zu dessen Vollkommenheit sehr viele innere und äußere Umstände erfordert werden, welche nur sehr selten zusammen treffen: so artete der Geschmack in den Provinzen auch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähete. Daher die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, ohne zu bedenken, daß sie der erste Gegenstand ist, an welchem der gute Geschmack seinen Einfluß zeiget, und daß Sprachfehler und Härten auch das schönsten Werk der schönen Litteratur verunstalten; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute Deutsche vorhanden sind, der uns wieder in die Zeiten eines Menantes und Talanders zurück setzt; daher die Jagd auf veraltete und Provinzial-Wörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher der Hang, in den Werken des Witzes bloß das Neue für schön zu halten; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache, welche dem guten Geschmacke gerade entgegen gesetzt ist; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden

Sylben-

Sylbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nation in den schönen Zeiten ihrer Litteratur hat zu Schulden kommen lassen.

Merkwürdig ist, daß alle diese Auswüchse bloß den Provinzen zugehören, und daß keiner derselben in dem eigentlichen Obersachsen einheimisch ist, wo der gute Geschmack zu fest gegründet ist, als daß er auf solche Abwege gerathen sollte; so wie alle Sprachneuerungen gleichfalls den Provinzen zugehören, weil der gute Geschmack, auch ohne tiefe grammatische Kenntnisse, das wirksamste Gegenmittel dagegen ist. Die classischen Schriftsteller in jeder Sprache sind immer die, welche den feinsten, reinsten und richtigsten Geschmack besitzen.

Es fehlet daher der Deutschen Litteratur in den Provinzen weder an Witz noch an den übrigen Fähigkeiten, sondern bloß an der feinen Empfindung des wirklich Schönen, oder an dem gehörigen Grade des Geschmackes. Dieser läßt sich weder durch Gelehrsamkeit noch durch Fleiß allein erhalten, sondern wird, bey der nöthigen Feinheit des Empfindungsvermögens, bloß durch eine lange anhaltende Beschäftigung mit dem wahren Schönen, und dessen Mustern erworben. Diese Muster können nun weder der Geschmack und niedrige Ton des Volkes, noch ungebildete Arten des Geschmackes in rohen Zeitaltern, noch überspannte Empfindungen und

Bayerische Staatsbibliothek München

Leidenschaften seyn. Der gute Geschmack ist immer nur einer. Entweder hat Obersachsen denselben von 1740 bis 1760 gänzlich verfehlet, oder die Wege, welchen man seit dem in den Provinzen gefolget ist, sind Abwege und Verirrungen.

Sollte man ihnen noch lange folgen, und sollte der Verstand und wahre gute Geschmack endlich einmahl wieder erwachen, so wird in Deutschland das geschehen müssen, was in Italien geschehen ist, wo man die Bahn, welche gute Florentinische Schriftsteller gezeiget hatten, verließ, und nach langen Abweichungen endlich doch wieder auf dieselbe zurück kommen mußte, und ihr noch jetzt als dem einigen Leitfaden des guten Geschmackes im Italiänischen folgen muß.

Aber ist denn der gute Geschmack allein an Obersachsen gebunden? Und ist denn jede andere Provinz gänzlich von demselben ausgeschlossen? Das freylich nicht; allein im vorigen ist bereits bemerket worden, daß sich nur sehr selten so viele günstige Umstände für eine Provinz vereinigen, als erfordert wird, den guten Geschmack in derselben so sehr zu verbreiten, daß sie allen übrigen zum Muster dienen könne. Jetzt ist dazu wenigstens noch kein Anschein vorhanden; sollte es aber ja geschehen, so wird dazu nicht allein ein sehr langer Zeitraum fortdauernder Cultur und ununterbrochenen

Wohl-

Wohlstandes erfordert, sondern eine solche Provinz würde doch immer von dem Grade ausgehen müssen, in welchem Obersachsen den Geschmack und die schöne Litteratur gelassen hat. Da der gute Geschmack immer nur einer ist, so kann er zwar bis zu einem gewissen Grade erhöhet und verfeinert, aber nicht verändert und umgeschaffen werden.

Wenn man die Sachen unpartheyisch erwäget, und mit dem Gange der höhern Cultur bey andern Völkern ein wenig bekannt ist, so wird man gestehen müssen, daß dieses die wahre Ursache ist, warum Deutschlands schöne Litteratur gegenwärtig so sehr in der Irre herum schweiffet; nicht weil sie keine Stütze hat, sondern weil sie ihre natürliche Stütze nicht erkennen will.

Die mehresten übrigen Umstände, welche als Ursachen angeführet worden, und zum Theil beweisen sollen, warum unsere schöne Litteratur der Französischen noch so weit nachstehet, betreffen theils nur Nebendinge, theils sind sie ganz ungegründet. Die Vorliebe der Deutschen Großen für Französische Cultur und Geschmack ist etwas, und hat den Fortschritt der schönen Litteratur allerdings gehemmet, so wie durch die ehemahlige Vorliebe der Gelehrten für die Lateinische Sprache die Ausbildung der Deutschen zurück gehalten wurde. Allein es ist denn doch immer noch die Frage,

ob nicht der Hang der Großen zu Frankreichs Cultur, Sprache und Sitten im Grunde wirklich dem Geschmacke der Deutschen vortheilhaft geworden ist.

Die vorgegebene Unvollkommenheit der Deutschen Sprache sagt nicht allein gar nichts, sondern ist auch völlig ungegründet. Ist der wahre gute Geschmack nur einmahl gegründet, so hält ihn die Sprache nicht länger auf, oder vielmehr er bildet sich während seines Wachsthumes seine Sprache selbst aus, und da ist ihm jede Sprache gleich. Nur Armuth des Geistes und Mangel an Geschmack zürnen auf die Sprache, wenn sie nicht reich oder biegsam genug ist, verworrene Begriffe oder seltsame Grillen auszudrucken.

6.
Anecdote von D. Johann Schiltern.

Schilter war zu seiner Zeit unstreitig der gelehrteste Kenner der alten Deutschen Sprache und Alterthümer, und es kann daher eine kleine Anecdote von ihm nicht schaden. Er gab 1698 Jacobs von Königshoven, eines alten Strasburgischen Priesters aus der letzten Hälfte des vierzehenten Jahrhundertes, Elsassische und Strasburgische Chronik heraus, welche er mit vielen gelehrten Anmerkungen erläuterte. Unter andern beschreibt er S. 523 eine in Bernstein eingefaßte Hand der H. Athalia, aus dem mittlern Zeitalter, wo unten an dem Fuße des ganzen Kunstwerkes folgende Worte eingeschnitten sind: GOTHE FRIT GOTHE FRIT CIDE LERE DUODA.

Schilter übersetzte die Worte so: Gottes Friede, guter Friede, Zeiten Lehre tödtet. „In diesem Symbolo sagt er, wird Gott und die Ewigkeit der Welt „oder Zeit und Zeitlichkeit entgegen gesetzt, und wird „die Hand der Seligen Attalen als eine Zeigerin des „rechten Weges zur Seligkeit und zum Leben vorgestellt, und ist so viel gesagt: Gottes Fried oder der Friede mit Gott ist der rechte wahre Fried und das höchste

„Gut das zum Leben führet. Der Welt ihre Lehre „und das zeitliche irdische Wesen, wie es an sich selbst „vergänglich ist, also machts auch vergehen und bringt „den Tod zeitlich und ewig. Dieser Verstand wird „aus nachfolgender Auslegung der einzelen Worte be„kräftiget.

„GOTHEFRIT, Dei pax, die Alten haben Got, „Gote, Deus, Dei declinirt. Also sagt Ottfried —“

Doch kein Wort mehr von dem Unsinne. Die ganze Unterschrift hat an alle die schönen Sittenlehren nicht gedacht, sondern sie enthält weiter nichts, als den Nahmen des Künstlers: Gottfried, Gottfried Cideler, (Bildschnitzer, von dem alten cideln, zeideln, schneiden, daher das Französische ciseleur,) duoda, (machte nähmlich dieses, fecit.) Den geraden und gesunden Verstand, welchen jeder, der keine antiquarische Kenntnisse besitzt, konnte nur Schilter vor allzugroßer Gelehrsamkeit nicht sehen. So siehet man oft nichts, wenn man sehr viel zu sehen glaubt. Daß der Nahme Gottfried zweymahl gesetzt worden, kann zur Erfüllung des Raumes geschehen seyn.

7. Tabulae

7.

Tabulae parallelae antiquissimarum Teutonicae linguae dialectorum, Moeso-Gothicae, Franco-Theotiscae, Anglo-Saxonicae, Runicae et Islandicae, aliarumque — subiectis etiam — Monimentis selectissimis, opera *Caroli Michaeler*, Prof. Caes. Reg. Insbruck 1776; ohne Vorrede, 2 Alph. 5 Bog. in 8.

Dieses zur Kenntniß der alten Deutschen Mundarten und der mit ihnen verwandten alten Sprachen wichtige Buch verdienet eine genauere Anzeige, da es in unsern Gegenden noch sehr unbekannt zu seyn scheinet, indem ich es, die Berliner Bibliothek ausgenommen, nirgends angezeigt gefunden habe. Es wird auch um des Ortes willen merkwürdig, wo es geschrieben und herausgekommen ist, und wo man eben keine so sorgfältige Bearbeitung der alten Deutschen Sprache erwarten sollte.

In der Vorrede von 72 Seiten, worin von der Absicht des Verfassers, seinen Hülfsmitteln und dem Nutzen seines Unternehmens gehandelt wird, kommen neben bey noch verschiedene grammatische, etymologische

und orthographische Untersuchungen vor. Unter andern wird der von einem Ungenannten, (Hrn. Rector Funck in Magdeburg,) in den Zusätzen zu J. H. Schlegels Abhandlung von den Vorzügen und Mängeln der Dänischen Sprache, Schleswig 1764. 8. erwiesene Unterschied zwischen dem Lateinischen und Deutschen Adjectivo, welchen ich in meiner Sprachlehre angenommen und weiter ausgeführet habe, bestritten. Hr. Funck erkläret das Deutsche Beywort, wenn es dem Substantivo vermittelst eines Verbi beygeleget, und folglich unbiegsam gebraucht wird, Gott ist groß, er geht traurig, mit allem Rechte für ein wahres Adverbium, weil es hier, wie ein jedes Adverbium zunächst das Verbum und nicht das Substantivum bestimmet. Hr. Michaeler bestreitet solches; allein der Widerspruch gründet sich vornehmlich auf den Begriff des Lateinischen Adverbii, welches allemahl ein Umstandswort ist, dergleichen die Deutschen freylich auch haben, und welches groß, und traurig freylich nicht sind. Ich habe daher in meiner Sprachlehre, und wo ich nicht irre, auch schon Herr Rector Funck, die Deutschen Adverbia in Adverbia Qualitatis oder Beschaffenheitswörter, und Adverbia Circumstantiä oder Umstandswörter unterschieden. Die Sache selbst ist nicht wohl zu läugnen.

Auf die Lateinische Vorrede folgt von S. 73. bis 84. in Deutscher Sprache eine weitläuftige und sehr gelehrte etymologische Untersuchung der Wörter gleich und gleichen, deren Unsicherheit aber doch den Verfasser wird haben überzeugen müssen, daß entfernte Abstammungen viel zu schwankend und willkührlich sind, als daß sie zu Änderung des einmahl allgemein gewordenen Sprachgebrauches angewendet werden könnten, ob er gleich in der Einleitung zu dieser Untersuchung die Etymologie ausdrücklich über den Sprachgebrauch erhebet.

Das Werk selbst bestehet eigentlich aus drey an Stärke ungleichen Theilen. Der erste begreifft tabellarische Vorstellungen der auf dem Titel genannten alten Sprachen, nach den acht Redetheilen, mit Mustern der Declinationen und Conjugationen aus jeder derselben; der zweyte enthält Anmerkungen darüber, und der dritte liefert 22 Stücke aus den auf dem Titel angegebenen Sprachen als so viele Muster derselben.

In dem ersten Theile hat sich der Verfasser vornehmlich des Thesauri des Hickes bedienet, doch nicht ohne Verbesserung, Berichtigung und Erweiterung der von ihm angegebenen Declinations- und Conjugations-Arten der alten mit dem Deutschen verwandten Sprachen. Da sich davon kein Auszug ertheilen läßt, so bemerke ich nur, daß von S. 1-7. die Artikel der Möso-Gothen,

Angel=Sachsen, alten Franken, und Isländer, S. 8=16. die Declinationen der Substantive der Möso=Gothen nach sechs, der alten Franken nach fünf, der Angel=Sachsen nach sechs, der Isländer nach vier Formen, S. 16=34. die Declination der substantivischen Pronominum, S. 35=44. der Adjective, S. 45=62. der adjectivischen Pronominum, S. 63=70. der Zahlwörter, und S. 71=198. die Conjugationen, vorkommen, worauf S. 199=254. Verzeichnisse der Adverbien oder Umstandswörter, der Conjunctionen, der Präpositionen, und Interjectionen den Beschluß machen.

Der zweyte Theil, welcher 140 Seiten stark ist, enthält Anmerkungen über den ersten, und Vergleichungen der oben genannten Sprachen unter einander. Den Artikel hält Hr. Michaeler noch immer für ein bloßes Casus=Zeichen. Da ich in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache das Gegentheil hinlänglich bewiesen zu haben glaube, so halte ich mich nicht dabey auf. Der Verfasser widerspricht sich auch gleich darauf selbst, wenn er gestehet, daß der bestimmte Artikel ad determinandam vagam et incertam nominis substantivi significationem, aut ad determinandam rem aliquam certam gebraucht werde, welches denn im Grunde nichts anders ist, als wenn man sagt, daß er zur Bestimmung der Selbständigkeit der Gattungswör=

wörter gebraucht werde. Die Isländer (und mit ihnen noch die heutigen Dänen,) haben auch einen nachgesetzten Artikel, welcher hann (ille,) und im Genitivo hanns (illius,) lautet: madur, Mensch, madurenn, für madur hann, der Mensch. Es finden sich davon aber auch Spuren bey den Angelsachsen, Gothen und Franken: dagana, der Tage, von daga, gefehtana, der Gefechte, von gefehta, deafana, der Diebe, von deafa. Hieraus läßt sich auch die in den gemeinen Sprecharten übliche Form erklären, ich habe es Vatern gesagt, Hrn. N. Bürgermeistern, Stadtrichtern, Pfarrern u. s. f. wo das angehängte n ein wahres überbleibsel dieses nachgesetzten Artikels zu seyn scheinet.

Bey den Declinationen der Substantive hat Hr. Michaeler des Hickes 15 Möso-Gothische Declinationen auf sechs zusammen gezogen. Der Umlaut des Plurales findet sich schon in den ältesten Fränkischen Declinationen, craft im Plural crefte. Die Isländer haben eine gedoppelte Art zu decliniren, eine einfache und zusammen gesetzte. Die letztere findet alsdann statt, wenn der nachgesetzte Artikel mit dem Substantivo zu einem und eben demselben Worte zusammen schmilzet. Die Isländischen Declinationen sind zwar überhaupt

leicht

leicht und einfach, aber der Abweichungen und Ausnahmen ist eine große Menge.

Die Pronomina werden von Hrn. Michaeler in Substantiva, Adjectiva und uneigentliche adjectivische Pronomina getheilet, und zu den letzten all, kein, jeder u. s. f. gerechnet, welche doch mit mehrerm Rechte den Zahlwörtern zugesellet werden können. Pronomina Adjectiva sind nur die Possessiva, die übrigen sind Substantiva, und werden hier sehr richtig erkläret. Überhaupt bemerke ich bey dieser Gelegenheit, daß unser Verfasser den gewöhnlichen Sprachlehren nicht bloß nachbethet, sondern über die Sprache und ihre Theile mit Verstande nachgedacht hat. In der Vergleichung der Pronominum der mehrmahls gedachten alten Sprachen kann ich ihm hier nicht folgen, sondern muß auf ihn selbst verweisen.

Das Adjectivum schaltet der Verfasser zwischen den Pronominibus Substantivis und Adjectivis ein, und erkläret es so, vt praedicati quidpiam contineat. Diese Erklärung ist freylich sehr weit, und muß denn dazu dienen, die in der Vorrede angefangene Bestreitung der Trennung des Adverbii Qualitatis von dem Adjectivo fortzusetzen. Allein, sie ist selbst nach des Hrn. Verfassers Absicht viel zu weit; denn von dem Verbo, Umstandsworte u. s. f. läßt sich gleichfalls sagen,

quod praedicati quidpiam contineat. Das Verbum ist das vornehmste Prädicat, daher es denn nach dieser Erklärung auch das vornehmste Adjectiv seyn würde; eine Folgerung, an welche der Hr. Verfasser gewiß nicht gedacht hat. Er theilet die Adjectiva in Ansehung ihres Gebrauches in drey Arten, so wie sie mit dem unbestimmten, dem bestimmten Artikel, und mit einem Verbo gebraucht werden. Die Möso-Gothen kannten, wie die Griechen und Römer, nur einen Redetheil dieser Art, und zwar einen concrescierten oder biegsamen, welcher concresciert blieb, er mochte sich unmittelbar auf das Substantiv oder auf das Verbum beziehen. Aber es bleibt hier noch immer die Frage übrig, ob dieses der Möso-Gothischen Mundart auch wirklich eigen war; denn man weiß, daß Ulphilas seine übersetzung und Sprache in andern Fällen nach dem Griechischen gemodelt hat.

Bey den Zahlwörtern vermuthet unser Verfasser nicht unwahrscheinlich, daß die Ableitungs-Sylbe zig, ehedem tig, Zehner zu bezeichnen, von dem alten taihun, zehn, Möso-Gothisch taihun, Griechisch δεκα, Lat. decem abstammet; welche Ableitung, die schon Junius und andere angegeben haben, mehr Wahrscheinlichkeit hat, als die gewöhnlichere von ziehen, weil man

bey

bey jedem Zehen, die körperlichen Zahlzeichen weggezogen habe.

Die Verba werden sehr richtig in solche eingetheilet, welche ein Prädicat einem Substantivo beylegen, und weiter nichts bezeichnen, (substantiva,) dergleichen doch nur das einige Verbum seyn ist, (welchem man wohl noch das Verbum werden beyfügen könnte,) und in solche, welche nebst der Beylegung auch das Prädicat selbst in sich enthalten, (concreta,) von welcher Art denn alle übrige sind. Hierauf folget zuvörderst die Vergleichung der Hülfswörter der Möso-Gothen, Angel-Sachsen, Franken und Isländer, der regelmäßigen und irregulären Verborum, u.s.f. S. 116. kommt ein eigenes Kapitel von dem Ursprunge der regulären und irregulären Verborum vor. Der Verfasser glaubt sehr richtig, daß die irregulären die ersten und ältesten sind, und daß die andern später entstanden. Allein daraus folget denn doch nicht, daß man die Benennungen umkehren, und die irregulären regulär, die regulären aber irregulär nennen müsse. Beyde Nahmen sollen ja nicht das höhere oder geringere Alter, sondern die gleichförmige oder abweichende Biegung bezeichnen. Aber warum einige Verba irregulär, andere aber regulär gebeuget werden, davon weiß unser Verfasser keinen andern Grund anzugeben, als den Gebrauch. Ich glaube, in meinem

Lehr-

Lehrgebäude der Deutschen Sprache der Sache ein wenig näher gekommen zu seyn. Die irregulären Verba sind die ältesten; sie fallen daher insgesamt in die Zeit, da die Sprache noch nach der dunkeln Empfindung des Hörbaren eingerichtet wurde, ich breche, brach, gebrochen, brich, wo man das Verhältniß der Zeit u. s. f. durch den Laut an der Wurzel selbst zu bezeichnen suchte. Die regulären Verba sind neuer, und fallen daher schon in die Zeit, da die Sprache mehr nach klaren Vorstellungen nicht des Lautes, sondern der Verhältnisse selbst ausgebildet ward; daher die einförmigen Biegungslaute an der ungeänderten Wurzel; ich lieb-e, lieb-te, ge-lieb-t, lieb-e. Hieraus lassen sich denn auch die Bemerkungen erklären, welche der Hr. Verfasser von den irregulären Verbis macht; z. B. daß sie bey den Möso-Gothen, Angel-Sachsen und Isländern weit zahlreicher sind, als bey den alten Franken, und bey diesen häufiger, als bey den heutigen Deutschen. Er hätte noch hinzusetzen können, im Ober- und Nieder-Deutschen häufiger, als im Hochdeutschen. Je länger sich eine Sprache ausbildet, desto mehr neigen sich die irregulären Verba zu den regulären Formen. Daß dieses im Hochdeutschen sehr merklich ist, habe ich in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache gezeiget.

Der

Der Begriff eines unpersönlichen Verbi wird von dem Verfasser sehr richtig aber ein wenig zu mühsam entwickelt. Bey den persönlichen Verbis ist das Subject eine Person, d. i. ein nach dem Geschlechte, der Person, und Zahl sehr bestimmtes Wesen, bey den unpersönlichen aber, ein völlig unbestimmtes Etwas, von welchem man nicht einmahl angeben kann oder will, ob es eine Person oder Sache ist: es regnet, ein unbekanntes Etwas läßt regnen.

Auf die übrigen Redetheile erstrecken sich des Herrn Verfassers Erläuterungen nicht. Allein es wird bey diesen schon so viel Gutes und Nützliches gesagt, daß es niemanden gereuen wird, es bey ihm selbst nachzulesen.

Der dritte und stärkste Theil enthält Monimenta veteris linguae Teutonicae selectiora in quibus non dialecti modo, sed et aetates accuratius atque ex ordine cognosci queant. Voran gehet eine kurze Geschichte der Dialecte. Der Verfasser bemerkt, daß die Deutschen Mundarten in den ältesten Zeiten von einander nicht so sehr unterschieden gewesen sind, als sie es jetzt sind. Die Bemerkung kann vollkommen richtig seyn, nur muß man daraus nicht den Schluß herleiten,

leiten, daß sie noch weiter hinauf gar nicht verschieden gewesen sind, welches bey einem so weitläufigen aus so vielen kleinern Stämmen zusammen geschmolzenen Volke wider alle Erfahrung streiten würde. Die größere Verschiedenheit in den neuern Zeiten rühret ohne Zweifel von den verschiedenen Graden der Cultur her. In den ältesten Zeiten, da alle Deutsche Volksstämme einander in der Cultur so ziemlich gleich waren, konnten auch ihre Mundarten einander näher kommen; allein in der Folge, da sich einige mehr, andere weniger ausbildeten, mußte diese Verschiedenheit nothwendig größer werden. Denn wie viel Gewalt die Cultur über eine Sprache hat, kann niemanden unbekannt seyn. Auf den Ursprung und die Ursachen der verschiedenen Mundarten läßt sich der Verfasser indessen nicht ein, sondern erzählet nur die vornehmsten Überreste derjenigen alten Sprachen, mit welchen er es hier vornehmlich zu thun hat; welche Nachricht doch noch beträchtlicher Zusätze fähig wäre, wenn es hier der Raum verstattete. Einige werde ich sogleich im Folgenden anzubringen Gelegenheit haben.

Die hier gelieferten Denkmähler selbst sind: 1. ein Stück aus Ulphilä Möso-Gothischen Übersetzung der vier Evangelisten, doch nicht aus den Ausgaben selbst,

sondern nur aus Gruters Inscriptt. nach Grävii Ausgabe, obgleich mit Verbesserungen und Anmerkungen, S. 33-51. Das von dem Herrn Superint. Knittel heraus gegebene Fragment aus Ulphilä Übersetzung des Briefes an die Römer scheinet dem Herrn Verfasser unbekannt gewesen zu seyn. 2. Ein Stück aus der Harmonia IV Evangeliorum, oder dem so genannten Codice quadruno, in der Cottonischen Bibliothek zu Oxford, aus Hickesii thes. S. 52-84. Allein, wenn unser Verfasser diese Übersetzung oder vielmehr Umschreibung mit dem Hickes, der mit unserer alten Litteratur so bekannt nicht seyn konnte, als mit der seinigen, in das fünfte Jahrhundert setzt, so wird sie zuverlässig zu alt angegeben. Sie gehöret aller Wahrscheinlichkeit nach in die erste Hälfte des neunten Jahrhundertes, und ist diejenige Übersetzung, welche Ludwig der Fromme zum Behuf der Sachsen verfertigen ließ, daher die Mundart auch eigentlich Nieder-Rheinisch ist. S. mein Lehrgebäude der Deutschen Sprache, S. 42 der Einleitung. 3. Die Übersetzung einer Schrift Isidori, S. 84-152, welche hier in das Ende des sechsten Jahrhunders vermuthlich auch um ein Jahrhundert zu früh, gesetzt wird. Rostgaards richtigere Ausgabe dieses alten Stückes in der Dänischen Bibl. St. 2, S. 336, scheinet dem Herrn Verfasser unbekannt gewe-

sen zu seyn. 4. Eine Paar kurze Angel-Sächsische Stücke aus dem siebenten und achten Jahrhunderte S. 153-156. 5. Die schon sehr oft abgedruckte Abrenunciatio diaboli bey der Taufe der heidnischen Sachsen, aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, S. 156-159. 6. Das Gespräch Christi mit der Samariterinn, aus dem Schilter, S. 160-165, welches hier aber auch um ein Jahrhundert älter angegeben wird, als es wirklich ist. 7. Vier alte gleichfalls schon mehrmahls gedruckte Beichtformeln aus dem achten, neunten und zehenten Jahrhunderte, nebst einer Angel-Sächsischen aus dem Wanlej, S. 165-188. 8. Das Capitulare Ludwigs des Frommen, von 819, S. 188-192. 9. Das Athanasische Glaubensbekenntniß aus dem neunten Jahrhunderte aus Eckhardts Catech. theot. S. 193-206. 10. Der Bundeseid der Könige Ludwigs des Deutschen und Carls des Kahlen, von 842, S. 207-211. 11. Notkers Glaubensbekenntniß und Vater Unser, nebst einer Angel-Sächsischen Umschreibung des letztern, aus dem Wanlej, S. 211-226. 12. Ein Angel-Sächsisches Siegeslied auf den König Aethelstan, aus dem zehenten Jahrhunderte, nebst einem andern noch ältern Angel-Sächsischen Gedichte, beyde aus dem Hickes, S. 227-244. 13. Monumenta Runica Sec. 11, aus der Edda, S. 244-249.

14. Specimina quaedam Franco-Theotisca incertae aetatis, S. 250=258. Es sind Hymnus matutinus vet. eccles. aus dem Hickes, der Englische Gruß aus Eckhardts Catech. theot. und das Herr Gott dich loben wir, aus dem Hickes. Vermuthlich war dem Herrn Verfasser unbekannt, daß Joh. Ge. Eckhardt das letztere 1731 besonders, in seinen Comment. de reb. Franc. aber Th. 2. S. 948 noch einige andere Kirchenlieder aus eben derselben Handschrift, welche vermuthlich noch in die Zeiten Ludwigs des Frommen gehöret, hat abdrucken lassen. 15. Einige Stücke aus der Manessischen Sammlung der Dichter aus dem Schwäbischen Zeitpuncte, S. 258=274, mit einer lesenswürdigen Einleitung. 16. Ein beträchtliches Stück aus einem alten Ritter-Romane Ibein, eines gewissen Ritters Hartmann, welches desto merkwürdiger ist, da es hier zum ersten Mahle erscheinet, S. 274=389. Der Herr Herausgeber glaubt, daß dieser Ritter Hartmann älter sey, als die zwey dieses Nahmens, welche man aus der Manessischen Sammlung kennet. Allein es ist unstreitig Hartmann von Aue, welcher um den Anfang des dreyzehenten Jahrhunderts lebte, und von welchem Eschilbach, sein Zeitgenosse, in dem Gedichte von den Pflegern des Graals ausdrücklich sagt, daß er den Twein, (Ibein,) gesungen

gen habe. Daß aber unter Ibein, der auch der Ritter mit dem Löwen genannt wird, Herzog Heinrich der Löwe verborgen seyn sollte, wie hier gemuthmaßet wird, wird dadurch unwahrscheinlich, weil das ganze Gedicht allem Ansehen nach eine Übersetzung aus dem Wälschen oder Französischen ist. Ibein war in der Romanze ein bekannter Held aus der Gesellschaft von der runden Tafel, und man hat im Französischen, Englischen und Isländischen alte Heldengedichte von ihm. Der Verfasser sagt überdieß zu Anfange seines Gedichtes selbst, daß er es an seinem puche gelesen habe. Indessen verdient Herr Michaeler für die Bekanntmachung dieses Stückes den wärmsten Dank. 17. Ein Stück aus Joh. Enenkels Fürstenbuch aus dem dreyzehenten Jahrhunderte, S. 390-393. 18. Die zehen Gebothe in der Friesischen Mundart, aus dem dreyzehenten Jahrhunderte, S. 394. 395. 19. Ein Stück aus dem Renner, aus dem vierzehenten Jahrhunderte, S. 396-401. 20. Pfinzings Vorrede zum Theuerdank, aus dem funfzehenten Jahrhunderte, S. 401-405. Und endlich 21. Fragmentum Runicum incerti aeviet Auctoris, aus der Geschichte Hialmars, S. 406-408.

Ich darf nun wohl nicht erst hinzu setzen, wie nützlich dieses Buch einem jeden seyn kann, welcher sich mit der alten Deutschen Sprache und ihren Verwandten bekannt machen will, und nicht Gelegenheit hat, sich der dahin gehörigen größern Werke zu bedienen; zumahl da er hier so manche nützliche Bemerkung findet, welche er dort vergebens suchen wird.

8. Versuch

8.

Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland als eine Einleitung zu einem vollständigen Teutschen Wörterbuche mit Bestimmungen der Wörter und beträchtlichen Beiträgen zur Naturgeschichte, aus den hinterlassenen Schriften des berühmten Herrn Prof. Joh. Sigm. Val. Popowitsch.

Wien, 1780, 1 Alph. 21 Bog. in 8.

Der vor wenig Jahren, als Professor der Hochdeutschen Sprache und Wohlredenheit zu Wien verstorbene Verfasser war ein Mann von vielen Fähigkeiten, einem unermüdeten Fleisse, und einer seltenen Aufrichtigkeit, der das, was er für wahr erkannte, auch als wahr behauptete, ohne dafür zu sorgen, wie die Wahrheit aufgenommen werden würde; ein Umstand, der für ihn die Quelle mancherley Widerwärtigkeiten in seinem Leben ward. Allein, da er seine meisten Kenntnisse, welche er besaß, bloß seinem eigenen Fleisse und Nachdenken zu verdanken hatte, so waren sie oft mangelhaft, und ob er gleich einzele Theile vortrefflich einsahe, so fehlte ihm doch oft der scharfe Blick in das Ganze, und dieser Fehler leitete ihn nicht selten auf

Abwege. Besonders gerieth er dadurch in die gewöhnliche Versuchung, alles reformieren zu wollen, welcher so wenig Selbstgelehrte widerstehen können.

Unter andern waren die Naturgeschichte und die Sprachkunde seine Lieblingswissenschaften, wovon er in seiner Untersuchung vom Meere, (Frankfurt und Leipzig, 1750. 4.) bereits hinlängliche Beweise abgeleget hatte, einem Buche, welches mancherley gute und nützliche Kenntnisse aber in einer sonderbaren Verbindung enthält. In beyden Fächern sammelte, dachte und arbeitete er viel, und seine Anfangsgründe der Deutschen Sprache, welche zu Wien 1754. 8. heraus kamen, enthalten viele gute einzele Bemerkungen. Allein weil es ihm theils an der hinlänglichen Kenntniß des wirklich Hochdeutschen, und an philosophischen Begriffen von der Sprache fehlte, so erfüllete sie die Erwartung nicht, welche man sich davon gemacht hatte. Auch er glaubte mit so vielen andern, das Hochdeutsche sey eine aus allen übrigen Mundarten ausgehobene Sprache, woran folglich ein jeder bessern und meistern könnte, daher denn auch des Besserns bey ihm kein Ende war, besonders in der Orthographie, welche er nach seinem eigenen Gutdünken ummodelte. Hierzu kam, daß die Deutsche Muttersprache nicht einmahl seine Muttersprache war, und daß er das Hochdeutsche

nur in den Oberdeutschen Provinzen erlernet hatte, wo es freylich sehr vermischt und unrein ist.

Unter andern Arbeiten hatte er auch Sammlungen zu einem allgemeinen Deutschen Wörterbuche hinterlassen, wo bey den Hochdeutschen Wörtern, die gleichbedeutenden Wörter aller Mundarten beygefüget werden sollten; allerdings ein sehr nützliches Unternehmen, nur Schade, daß ein solches Wörterbuch, so fern es als die Arbeit eines einigen Mannes betrachtet wird, eine wahre Unmöglichkeit ist, weil wir erst von sehr wenig Mundarten hinlängliche Wörterbücher haben, ein solches Werk also nicht anders als durch Reisen und langen Aufenthalt in allen Provinzen zu Stande zu bringen ist, wozu aber wenigstens zehn Menschenalter erfordert werden.

Popowitschens Probe eines solchen Wörterbuches, denn so muß man den dunkeln und zweydeutigen Titel verstehen, ward nach seinem Tode von einem seiner Freunde heraus gegeben, welcher sich nur mit J. L. bezeichnet, dessen Vorbericht aber ganz in dem gewöhnlichen Tone gestimmt ist. Man findet und höret daselbst die gewöhnliche Sprache von Bereicherung des Hochdeutschen aus den Mundarten, und die gewöhnlichen Klagen über das schädliche Vorurtheil der Anhänger Gottscheds, daß die Sächsische Mundart für

das Hochdeutsche angesehen werden müsse. Doch der Vorwurf, daß die Gottschedische Schule viele dunkle, unbestimmte, mehrdeutige, und aus fremden Sprachen entlehnte Wörter in das Hochdeutsche gebracht habe, ist wirklich neu; wenigstens besinne ich mich nicht, daß ihr derselbe von sonst jemanden wäre gemacht worden. Am Schlusse versichert der Herausgeber, daß wenn dieser Versuch gut aufgenommen wird, auch die von dem Verfasser hinterlassenen Wörterbücher der Rechtschreibung und der Österreichischen Mundart heraus gegeben werden sollen. Das erste wird wohl von sehr eingeschränkter Brauchbarkeit seyn, weil es ohne Zweiffel nach den abweichenden Meinungen des Verfassers eingerichtet seyn wird. Allein das letzte würde eine wahre und zwar sehr wichtige Lücke in der Kenntniß der Deutschen Mundarten ausfüllen, und hätte diesem Versuche immer noch vorgezogen werden können.

Die in diesem Versuche zur Probe aufgestellten Artikel sind größten Theils aus den drey Reichen der Natur, obgleich andere nicht ganz ausgeschlossen sind. Nach der Beschreibung der Sache, welche für ein Wörterbuch der Sprache viel zu weitschweifig und umständlich ist, folgen die gewöhnlichsten Lateinischen Nahmen, wobey doch die Linneischen nur selten vorkommen, weil der Verfasser von Linnés Verdiensten um die Natur-

geschichte

geschichte sehr verächtlich dachte, welches denn wieder eine neue Weitläufigkeit macht, weil mehrerer älterer Schriftsteller Nahmen angeführet werden mußten. Auf diese folgen endlich die Provinzial-Nahmen, welche das brauchbarste an dem ganzen Werke sind, obgleich manche Mundarten, z. B. die Ober- und Niedersächsischen, dem Verfasser nicht so bekannt seyn konnten, als die Oberdeutschen. Ein Paar Artikel zur Probe, werden das, was jetzt gesagt worden, rechtfertigen. Ich wähle einige der kürzesten, denn es gibt deren, welche mehrere Seiten einnehmen.

Faßbinder. Ist ein Handwerker, der aus Dauben hölzerne Gefäße macht. Er hat seine Benennung von dem größten Gefäße, das er macht, vom Faß. Beier Handwerk. Lex. Zinke Handw. Lex. Fab. Thes. Frisius. Frisch. Dasypod. Henisch. Reyher. u. a. Wo es viel Arbeit von diesem Handwerk gibt, theilen sich die Faßbinder ab, entweder nach der Größe der Geschirre, und heissen Großbinder, Kleinbinder; oder nach dem Unterschiede des Holzes. Die Schwarzbinder, machen Geschirre von eichenem Holze, und die Rothbinder oder Weißbinder von fichtenem, tännenem und andern. Frisch. Zinke Handw.

Bänder, im Hohenloh. Franken etc. Frisch. Zinke Handw.

„Binder

Binder in Schlesien und Österreich. Henisch. Veneron. Diese Benennung ist unbestimmt, denn es gibt mehr Arten von Bindern, als Buchbinder etc.

Bödecker, Böcker, Niedersächs. Bremisches Wörterbuch.

Bötticher in Obersachsen. Hed. Faber. Zinke. Die gemeinen Leute sagen Böttcher. Frisch. Wolf Rechtschr. Pohl Passag.

Büttner, in Niedersachsen, Franken, Thüringen, Hennebergischen, an vielen Orten in Obersachsen. Stieler. Henisch. Heder.

Fäßler, Henisch.

Kufner, Kufer, Spate.

Kübler, heissen die Kleinbinder in Franken, im Würtembergischen.

Küfer, im Würtembergischen. Frisch. Spate. Rädlein. Die Churpfälzer sagen der Küffer. Ludwig. Fris.

Schäffler heissen die Kleinbinder, weil sie Schäffer, und andere kleine Gefäße machen. Frisch. Henisch. Dieser Nahme ist undeutlich. (Warum? Schaff eine Art kleiner hölzerner Gefäße, daher Schäffel, ist ja bekannt genug.)

Geizhals,

* * *

Geizhals, heißt in Sachsen, Österreich und andern Ländern ein karger Mensch, der weder andern noch sich was gönnet. Ein Wort von der niedrigen Sprechart, wie alle Nebennahmen der Mundarten.

Sordide avarus. Un taquin. Un pincemaille.

Erbsenzähler, der, Rädlein.

Filz, der, in Sachsen, Franken, Schwaben.

Kalmäuser, zu Wien. In Sachsen heißt so ein Grillenfänger, ein Schulfuchs. Rädl. Frisch.

Knauser, in Sachsen, Schlesien, Schwaben.

Knicker, in Österreich.

Knödelzähler, zu Wien bey dem Frauenvolk.

Küssenpfennig, in Österreich. Zu Wien war ein reicher und karger Mann dieses Nahmens.

Lauser, Rädlein.

Pfennigfuchser, in Österreich. (Vielmehr in der niedrigen Sprache aller Provinzen.)

Schrubber, Rond.

Toppgucker, d. i. Topfgucker, bey den Leipzigischen Frauen.

* * *

Glitschen, bedeutet zur Winterszeit auf dem Eise zur Lust gleiten. Dieses Wort wird in Sachsen gehört,

und kömmt vom Angelsächsischen Glid, lubricus, franz. Glisser.

Fahren auf dem Eise, zu Jena.

Glimmern, Castelli.

Hoscheln, Castelli.

Hutschen, Rädlein.

Klennern auf dem Eise, zu Jena.

Riseln, in Steyermark.

Rutschen, in Franken. Rädlein, ein altes Wort.

Schabeyen, im Meinungischen.

Schintschern, in Schlesien.

Schleifen, in Österreich, Tirol, Franken. Zu Jena hat dieses Wort einen unzüchtigen Sinn.

Schlichtern, Frisch.

Tschmidern, in Troppau und Jägerndorf.

Tsuschern, Rädlein.

Zischen auf dem Eise, Rädlein, so spricht man im Hennebergischen.

Zuscheln, Rädlein.

* * *

Die Grindwurz, ist ein Kraut, welches die Gräze, den Zitrich, und andere Mängel der Haut vertreibt. Es gibt mehr Arten und Veränderungen. Rupp. Fl. Ien. 45. Zwinger.

Lapathum. Rumex. La Parelle.

Ampfer,

Ampfer, der, Fl. Pruss. Fl. Franc.

Butterampfer in Schlesien, Schwenkf. weil man die Blätter der breitblätterigen Arten, dergleichen der Weyherauchampfer, Wasserampfer, Roßampfer ist, zum Einschlagen der Butter nimmt.

Butterlattich, der, s. Schwenkf.

Butterplötscher, der österr. Waldleute.

Halbpferd, Rupp.

Lendenkraut, Fl. Fr. Zwinger.

Mangolt, wilder, ebend.

Mängelwurz, Zwinger, 457.

Ohmblätter, Schwenkf.

Streifwurz, Fl. Fr. Zwinger.

Struzlattig, der, ebend.

Zitterwurz, die.

* * *

Da der Verfasser auf die Untersuchung der Schwämme seine meiste und beste Zeit gewandt hat, so sind auch die dahin gehörigen Artikel am besten gerathen. Hier sind ein Paar der kürzesten zur Probe.

Der Korallenschwamm, ist ein eßbarer knolliger Schwamm von gelblichter, oder schwefelartiger, roter, und weißer Farbe; die weißen sind aber die seltensten; er ist in korallenartige Äste zertheilet, wodurch er von den ästigen Flechtenmoosen, (Lichenibus,) die häu-

tig

tig, trocken und kneßbar sind, sich unterscheidet. Einige setzen unrecht diese zwey so ungleiche Gattungen der Gewächse unter eine Benennung Coralloides.

Corallo fungus. Fungus ramosus *Imperati* 855. Ditole des Michelius.

Bärenprazen, die, in Steyermark.

Bärentazen in Österr. zu Regenspurg. Ist so viel als Bärenpfote.

Bocksbart, der. Maur. Hoffm. Delic. silv. D. 4.

Geißbart, der, zu Regenspurg. Clusius. Ist zweydeutig; dieser Name wird auch zwey zwar ähnlichen aber doch verschiedenen Kräutern, dem Drymopogon Riv. Rupp. und der Vlmaria Clusii, I. Bauhini, Ruppii beygeleget.

Hanenkamp, der, zu Kremsmünster im Lande ob der Ens. Henenkämp zu Regensb.

Händling in Anspachischen, Bareutischen, in Öttingen, zu Nördlingen, Ehingen. Rupp schreibt Hendelschwamm.

Hirschling. Clusius. Wilder Hirschling. Mapp. 81. Alsat. Hirschschwamm zu Neumarkt in der Obern Pfalz.

Kazentapper in Schwaben bey Ulm.

Kranfuß, d. i. Krähenfuß zu Kremsmünster.

Krausbart in Böhmen.

Schö-

Schöberling. Clusius escul. XIX. allein er nennet den Eichhasen esc. XXI. auch so.

Ziegenbart in Sachsen. Rupp. Fl. Pruss. Clus. Zincke Def. Lex. ist zweydeutig, wie Geißbart.

* * *

Die Kuckenmucken, heißen in Österreich und Steyermark die eigentlichen sogenannten Champignons der Franzosen, davon zwey eßbare Arten bekannt sind: die weißen und die braunen. Die Abtheilung in die Feldkuckenmucken und Gartenkuckenmucken tauget nichts, weil nicht nur die braunen, sondern auch die weißen in den Gärten wachsen.

1. Die weiße Kuckenmucke wächst am gewöhnlichsten auf den Haiden und Triften, besonders auf den Plätzen, wo Pferdekoth gelegen. Die Namen der übrigen Mundarten sind allzu eingeschränkt.

Cucumago alba. Fungus campestris, albus superne, inferne rubens Bauh. le Champignon glattweg. Pradelli. Wendisch Kuck-mack.

Angerling, der, in dem Stücke von Ungern, das mit Steyermark gränzet, weil dieser Schwamm auf Angern, d. i. begraseten Flecken neben den Häusern, wächst. Clus.

Ägärtling in Bayern, von Ägarten, (ein verlassener Acker.) Woher dieser Nahme entstanden, ist

ungewiß. Ägarten, oder Egarten kann so viel heißen, als Ehegarten, ein Land, welches ehe ein Garten war. Viele Bayrische Bauern sagen Ägerling.

Brachbülz in Schlesien.

Drüschling. Trag. weil er auf den Drüschen, d. i. verlassenen Äckern wächst. Frisch macht aus dem Drüschlinge und Rehlinge einen Schwamm.

Egerling in der Grafschaft Öttingen. Dieses Wort scheint von Egede zu kommen, welches so viel ist als Ägarten, denn die Lateinischen Urkunden der mittleren Zeiten übersetzen es mit Vegri, Warectum, welche Wörter ein ungebautes Land bedeuten. Frisch schreibet Ägere.

Haiderling. Zincke. Trag. Zwinger. Ludwig, weil er auf Haiden wächst. Haidschwamm zu Nördlingen.

Herrenschwamm in Böhmen; so heißt aber auch der Herbstling.

Leedling in Meißen, von Leedle, ein verlassener Acker, welches vom Angelsächsischen lätan (lassen) abstammt.

Träuschling. Hochberg im Landl. Zwinger.

Weydling in Schwaben, weil sie auf den Weyden wachsen.

Wie-

Wiesenschwamm zu Eger in Böhmen. An einigen Orten Wiesenpfifferling.

In einigen Gegenden von Deutschland führet den Nahmen weiße Kuckenmucke auch ein Mistschwamm von der mittlern Größe (fungus albus ovum referens) welcher in der Gestalt einer Kucke d. i. eines Eyes hervorkommt.

2. Die braune Kuckenmucke, Cucumago fulva, Le Champignon de couche, wächst bey uns nur in den Gärten auf Spargenbettern, und unter andern grünen Waaren, zumahl wo mit Roßmiste gedünget wird; in Niederholstein soll er aber auch ein Waldschwamm seyn.

* * *

Sollten gleich die Provinzial-Nahmen nicht in allen Stücken bestimmt genug angegeben auch noch nicht vollständig seyn, welches bey den vielen Schwierigkeiten, welche mit einem solchen Unternehmen verbunden sind, nicht wohl anders seyn kann, so ist doch die ganze Arbeit überaus nützlich und brauchbar. Vorzüglich aber wäre doch zu wünschen, daß man uns vor allen Dingen des fleissigen Mannes Wörterbuch der österreichischen Mundart lieferte. Sollte sich in Wien kein Verleger dazu finden, so würde es in Sachsen daran gewiß nicht fehlen.

9.

Philosophische oder allgemeine Sprachlehre, entworfen von Johann Werner Meiner, der Schule zu Langensalza Rector. Leipzig bey J. G. J. Breitkopf, 1781. 1 Alph. 8 Bog. nebst 6 Bog. in gr. 8.

Ein Buch, welches der grammatischen Kunst so viele vortheilhafte Aussichten gewähret, und einen Gegenstand, welcher immer nur so gern als eine freye Kunst behandelt zu werden pfleget, mit so vielem philosophischen Scharfsinne bearbeitet, ist zu allen Zeiten eine so seltene Erscheinung, daß man es nicht laut genug anpreisen kann. Unmöglich kann die Behandlung der Sprachen dem menschlichen Verstande Ehre machen, und alle die Vortheile gewähren, deren sie fähig ist, wenn man nicht den bisherigen verstandlosen Weg völlig verlässet, und die Sprachen mit demjenigen Nachdenken, und beynahe möchte ich sagen, nur mit demjenigen gesunden Menschenverstande behandelt, welchen jede andere Kunst oder Wissenschaft erfordert.

Herr Rector Meiner hat sich bereits durch seine wahren Eigenschaften der Hebräischen Sprache, Leipzig 1748. 8. und durch die Auflösung der vornehmsten

Schwierigkeiten der Hebräischen Sprache, 1757. 8. als einen Sprachgelehrten höherer Art gezeiget, und seine philosophische Sprachlehre ist in der That das erste Werk dieser Art, welches dieses Nahmens würdig ist. Ich werde die vornehmsten sogenannten philosophischen Sprachlehren in diesem Magazine nach und nach umständlich anzeigen, und da wird erhellen, daß von allen mir bekannten, keine mit so vielem glücklichen Scharfsinne bearbeitet worden, als eben die gegenwärtige.

In der weitläufigen Vorrede wird der Unterschied zwischen einer blos harmonischen und philosophischen Sprachlehre gezeiget, und alsdann bewiesen, daß die letztere die Stelle einer Geschichte des menschlichen Verstandes vertritt, daß sie die beste sinnliche Logik ist, und daß sie ein vortreffliches Erleichterungsmittel ist, eine Sprache in kurzer Zeit zu erlernen. So viel gutes und nützliches hierüber auch gesagt wird, so muß ich es doch hier überschlagen, um mir für das folgende nicht den nothwendigen Raum zu benehmen.

Der Herr Verfasser hat seine philosophische Sprachlehre in drey Theile getheilet; in dem ersten wird von den einfachen Lauten und Buchstaben, oder von der Orthographie und Orthophonie gehandelt; in dem zweyten von den Wörtern als Redetheilen, ihrer Biegung und

Verbindung zu einem Satze, und in dem dritten von der Verbindung ganzer Sätze zu einer förmlichen Periode. Die Sprachen, über welche sich diese Sprachlehre erstrecket, und welche der Philosoph hier in beständiger Vergleichung neben einander stellet, sind die Hebräische, Griechische, Lateinische, Deutsche und Französische.

In der Einleitung S. 1 - 30. worin zugleich die ganze folgende Sprachlehre umständlich zergliedert wird, erkläret der Hr. Verf. was Sprache, Orthographie und Orthophonie ist. Sprache ist ihm im weitläuftigsten Verstande, „eine durch willkührlich gewählte und gleich„sam verabredete Zeichen bewirkte Abbildung alles des„sen, was in unserer Seele vorgehet.„ Ich bedaure es, und werde es im folgenden mehrmals zu bedauren Gelegenheit finden, daß es dem Hrn. Verf. nicht gefallen hat, die Sprachen mit dem ihm eigenen Scharfsinne bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen; dieser so schwere und verwickelte Gegenstand würde gewis sehr viele Aufklärung durch ihn erhalten haben, aber er würde alsdann auch überzeuget worden seyn, daß die Sprache nicht aus willkührlichen und gleichsam verabredeten Zeichen bestehe, weil bey dem sich selbst überlassenen Menschen nichts willkührlich seyn kann, und Verabredung bereits Sprache, oder doch wenigstens klare und deutli-

che Erkenntniß voraussetzt, diese aber sich nur mit und durch die Sprache entwickelt haben kann. Sollte es dem Hrn. Verfasser gefallen, dasjenige, was ich über diesen Punct sowohl in meinem Lehrgebäude der deutschen Sprache, als auch in der Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts gesagt habe, zu lesen und zu prüfen, so wird derselbe, hoffe ich, mir Beyfall geben. In der letztern habe ich zugleich zu zeigen gesucht, daß auch die Buchstabenschrift nicht willkührlich, sondern aus der Hieroglyphe entlehnet ist, und daraus, verbunden mit der natürlichen Abneigung des Menschen von allem Willkührlichen, den Schluß hergeleitet, daß jetzt eben so wenig neue willkührliche Schriftzeichen eingeführet werden können, als willkührliche Wörter.

In dem ersten Theile wird S. 31 = 70. in vier Abschnitten von den Consonanten, von den Vocalen, von den Sylben und von der Orthographie gehandelt. Die Buchstaben, als einfache Laute betrachtet, werden hier durch unvollkommne, die Sylben aber durch vollkommne hörbare Töne beschrieben. Daß die Consonanten, welche hier Haupttöne genannt werden, der wesentlichste und wichtigste Theil der Rede sind, nicht aber die Vocale, (hier Hülfs = oder Nebentöne,) daher auch die ältesten Morgenländer die letztern in der Schrift nicht bezeichneten, konnte einem so scharfsinnigen Sprach=

Philosophen nicht entgehen, und würde ihm noch mehr eingeleuchtet haben, wenn er bis auf den Ursprung der Sprachen hätte hinauf gehen wollen. Zugleich wird die Bemerkung gemacht, daß kein Vocal durch die bloße Öfnung des Mundes allein entstehen könne, sondern allemahl einen Druck des Mundes folglich einen Consonanten erfordere, und daraus das א und ע der Hebräer und der Spiritus lenis der Griechen sehr scharfsinnig und glücklich erkläret.

In der Eintheilung der Consonanten gehet der Verf. von der gewöhnlichen, nach den Theilen des Mundes, durch deren Druck sie hervorgebracht werden, ab, weil die Classen hier zu sehr in einander fallen, und theilet sie dafür in drey Classen, in die beyden Pulmonal- oder Lungentöne, wohin die beyden Spiritus der Griechen, das א, ע, ה und ח der Hebräer, und das h der Deutschen gehören; in die fünf flüssigen, wohin hier auch das ſ gerechnet wird, und in die drey stummen, b, g, und d mit ihren Schattierungen. Eben so lehrreich werden die Vocale, doch vornehmlich zur Aufklärung der Hebräischen Sprache abgehandelt. Die Orthographie wird S. 66-70. sehr kurz vorgetragen, und beynahe bloß auf das allgemeine Gesetz, schreib wie du sprichst, und den diesem untergeordneten Gesetzen, abgeleitete Wörter schreib ihren Stammwörtern gemäß, Stamm-

wörter

wörter aber schreib nach der Regel der Sparsamkeit, eingeschränkt. Indessen hätte sich in einer philosophischen Sprachlehre doch noch ein wenig mehr von diesem Gegenstande sagen lassen, da denn der Herr Verfasser gefunden haben würde, daß das letzte Gesetz wohl noch am meisten eingeschränkt und anders bestimmt werden müßte.

Der zweyte vorzüglich wichtige Theil handelt von den Wörtern als Redetheilen, und von ihrer Verbindung zu einem Satze. Der Anfang wird in dem ersten Abschnitte, S. 72-79. mit der Erklärung und Eintheilung der Wörter gemacht. Ein oder mehrere Töne mit einem Begriffe verbunden, machen ein Wort aus. Die Einheit des Begriffes macht die Einheit des Wortes aus, welches entweder einsylbig oder mehrsylbig seyn kann. Daß aber mit mehr Sylben in einem Worte nur ein Begriff verbunden ist, wird in der Aussprache dadurch angezeigt, daß die Wurzelsylbe etwas länger und stärker ausgesprochen wird, als die übrigen, und dies macht den relativischen Ton oder Accent aus. Bekanntlich ist es eine der vorzüglichsten Eigenheiten der Deutschen Sprache, daß in einem jeden mehrsylbigen Worte der Hauptton auf der Wurzelsylbe ruhet, eine Eigenheit welche ganz in der Absicht der Sprache, der höchsten möglichen Verständlichkeit, gegründet ist. Es

wäre zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte sich bey diesem wirklich wichtigen Gegenstande ein wenig länger verweilet, und gezeiget, wie fern sich diese Eigenheit auch von andern Sprachen behaupten lässet. Die Griechische und Römische hatten sie, so weit wir ihre Aussprache jetzt kennen, in ihrem größten Flore nicht mehr, woran vermuthlich die gehäuften Ableitungssylben am Ende Schuld waren, wodurch der Ton zu weit von dem Ende gekommen seyn würde, wenn man ihn hätte auf der Wurzelsylbe lassen wollen. Oratiúncula, avúnculus, laudabíliter, wo der Hauptton eigentlich auf der ersten Sylbe ruhen sollte. Aber wir sprechen auch in kürzern Wörtern, amáre, audíre, docére, wo der Ton auf lauter Ableitungssylben lieget. Auch die Deutsche Sprache war in den mittlern Zeiten in Gefahr, um diese schöne Eigenheit zu kommen, besonders durch die gedankenlose Häufung der Ableitungssylben in der ältern Oberdeutschen Schriftsprache, sichtbarlichen, wonniglichen, jämmerlichen, und man hat es bloß der neuern Hochdeutschen Schriftsprache zu danken, daß sie diesem Unfuge gesteuert, und dadurch diese Eigenschaft erhalten hat. Es ist nur die Frage, ob die einfachere Hebräische Sprache diesem Naturgesetze treuer geblieben ist.

Die Wörter sind so verschieden als die Begriffe, deren Zeichen sie sind. Der Unterschied der Begriffe aber beruhet theils auf den Unterschied der Dinge selbst, theils aber, und noch mehr, auf die Art, wie wir uns dieselben vorstellen. Der Unterschied der Dinge selbst gibt nur zwey Arten von Wörtern, solche welche selbständige Dinge, Substanzen, bezeichnen, und sich wieder in eigene Nahmen und Gattungsnahmen absondern, und solche, welche das, was an den Substanzen befindlich ist, das Unselbständige ausdrucken. Allein unsere Vorstellungsart gehet von dieser Eintheilung ab, und stellet sich oft das Unselbständige als selbständig, und dieses als unselbständig vor, theilet auch das letztere in mehrere Classen ab. Und daher kommt der Hr. Verf. in dem zweyten Abschnitte, S. 79-126, auf den Begriff des Satzes, aus welchem er denn den Begriff der vornehmsten Redetheile sehr glücklich entwickelt.

Denken heißt etwas unselbständiges mit etwas selbständigern verbinden, oder von demselben trennen, und so oft das geschiehet, machen wir einen Satz. Ein jeder Satz bestehet demnach aus drey Theilen, aus etwas unselbständigen, welches auch unselbständig gedacht werden muß, dem Prädicate, aus dem selbständigen, oder selbständig gedachten, dem Subjecte, und dem Verbindungsmittel, beyder, der Copula, est oder non est.

Zur

Zur richtigen Bildung eines Satzes werden zweyerley Wörter erfordert, solche die unselbständige Dinge als unselbständig vorstellen, und also zu Prädicaten gebraucht werden können, und solche, welche die Dinge als selbständig vorstellen. Zu der ersten Art gehören 1. die **Verba**, welche etwas unselbständiges bezeichnen und zugleich die Copulam mit in sich schließen, folglich nur zu Prädicaten gebraucht werden können, und 2. die **Adjectiva**, welche gleichfalls etwas unselbständiges bezeichnen, aber ohne, wie die Verba, die Copulam mit in sich zu schließen. Hier ist der Begriff eines Adjectives ohne Zweiffel zu weit genommen, weil nach demselben auch alle Umstandswörter mit dahin gehören würden. Doch aus dem folgenden erhellet, daß der Herr Verfasser unter **Adjectiva** bloß Nahmen der **Eigenschaften** verstehet; allein, da vermißt man denn doch den feinen, der Bemerkung eines Philosophen so würdigen Unterschied, welchen der Deutsche unter der **Eigenschaft** und unter der **Beschaffenheit** macht, welcher ihn in den Stand gesetzt hat, das Griechische und Lateinische Adjectiv in zwey wesentlich verschiedene Redetheile aufzulösen, in das **Eigenschaftswort**, (Adjectiv,) und **Beschaffenheitswort**, (Adverbium Qualitatis.)

Substantiva sind Wörter, welche das, was sie bezeichnen, als selbständig darstellen. Sie theilen sich in

vier Classen. 1. Solche, welche von Natur selbständige Dinge (Individua,) bezeichnen, eigenthümliche Nahmen, aus deren Begriffe denn gefolgert wird, daß sie als solche keinen Plural, und keinen Artikel gebrauchen, auch nie durch Angebung eines selbständigen Dinges bestimmt und erkläret werden können. 2. Solche, welche ganze Classen von selbständigen Dingen mit Weglassung ihrer Selbständigkeit bezeichnen, Appellativa, Classen-Substantiva, welche im Satze bald als selbständig, bald als unselbständig, folglich bald zum Subjecte und bald zum Prädicate gebraucht werden können, und weil sie nicht allein der Classe überhaupt, sondern auch allen darunter gehörigen Individuis beygeleget werden, auch eines verschiedenen Numeri fähig seyn müssen, dessen Gebrauch sehr gründlich und einleuchtend gezeiget wird. 3. Solche, welche eine ganze Menge auf einmahl, worin man keine Individua zu bezeichnen pflegt, darstellen, und endlich 4. solche, welche einzele Eigenschaften, (man muß noch hinzusetzen und Beschaffenheiten,) als selbständig darstellen, Abstracta, deren Eigenschaften denn näher entwickelt werden.

Der Begriff des Substantives leitet den Verfasser ganz natürlich auf den Artikel, der mit jenem so genau verbunden ist, daß sich keines ohne das andere vollständig erklären läßt. Alle Substantiva, die eigenthümlichen

lichen Nahmen allein ausgenommen, bezeichnen die Dinge mit Weglassung ihrer Selbständigkeit, wodurch sie geschickt werden, in dem Satze sowohl die Stelle des Subjectes, als des Prädicates zu vertreten. Soll nun an einem Substantive die Selbständigkeit bezeichnet werden, so kann solches in denjenigen Sprachen, welche Artikel haben, nicht anders als durch diesen Redetheil geschehen, der denn in jeder Sprache so vielfach ist, als man sich Arten der Selbständigkeit in derselben gedacht hat. Ich muß in Ansehung der schönen Entwickelung der verschiedenen Artikel in den fünf genannten Sprachen auf den Herrn Verfasser selbst verweisen, und bemerke nur noch, daß die gewöhnliche Lehre von dem Artikel in den Französischen Sprachlehren hier wesentliche Berichtigungen enthält.

Der dritte, weitläufigste Abschnitt beschäftigt sich S. 127-318, mit der Entwickelung und Erklärung des Prädicates oder von der vollkommenen Ausbildung eines Satzes, und zwar in vier Hauptstücken, so daß in dem ersten von der Declination, in dem zweyten von der Conjugation, in dem dritten von der zufälligen Bestimmung aller im Satze vorkommenden selbständig gedachten Begriffe durch die Pronomina, Adjectiva und Participia, und im vierten von der übrigen Bestimmung des Satzes, wozu die Declination und Conjuga-

tion

tion nicht hingereicht hat, oder von den Präpositionen und Adverbiis gehandelt wird.

Das Prädicat ist der vornehmste Theil des Satzes, weil sich aus demselben der ganze Satz entwickelt; es ist daher auch sehr vielfach, oder kann auf mehr als eine Art betrachtet werden. Es ist entweder vollständig, wenn es sich ohne Beyhülfe eines andern Wortes vollkommen denken und verstehen lässet, wohin diejenigen Verba gehören, welche die Eigenschaft, den Zustand und die Handlung eines Dinges selbst bezeichnen, rubere, sitzen; oder unvollständig, wenn es noch die Beyhülfe eines andern Wortes nöthig hat. Zur letzten Art gehören zweyerley Verba, solche die nur einen allgemeinen Nebenumstand bezeichnen, welcher sich bey allen Eigenschaften, Zuständen und Handlungen befinden kann, wie können, wollen, müssen, anfangen, aufhören, welche zu ihrer Vollständigkeit noch einen Infinitiv erfordern, wobey zugleich die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Regel, wenn zwey Verba zusammen kommen, so stehet das letzte im Infinitivo, gezeiget wird; und solche, welche eine Apposition, oder zwey Nahmen von einem und eben demselben Dinge verlangen, wie seyn, werden, nennen u. s. f. Ferner ist das Prädicat entweder einseitig unvollständig, welches nur an einem einigen selbständigern Dinge gedacht werden

darf,

darf, oder zweyseitig unselbständig, welches zwischen zweyen selbständigern Dingen gedacht seyn will, oder endlich dreyseitig unselbständig, wozu ihrer drey gehören. Ich übergehe die übrigen von dem Verfasser angegebenen Unterschiede des Prädicates, und bemerke nur, daß sie mit vielen Scharfsinne genutzet werden, so wohl die verschiedenen Formen des Verbi, als auch die Nothwendigkeit der Casuum der Substantive und ihre Begriffe zu entwickeln, welches so viel ich weiß, noch von niemanden auf eine so fruchtbare und einleuchtende Art geschehen ist. Was bey dieser Gelegenheit S. 172 f. von der Bildung des Deutschen Plurales gesagt wird, ist sehr gut und richtig, hebt aber doch die Schwierigkeiten der Deutschen Declination nicht. Wenn man erwägt, daß die Einrichtung der Declinationen in allen Sprachen noch in diejenigen Zeiten fällt, da sich die Nation in der Sprache noch nach der dunkelen Empfindung des Gehöres bestimmte, so muß man alle Hoffnung aufgeben, sie auf bestimmte Regeln zu bringen, und der Sprachlehrer kann da weiter nichts thun, als sie so, wie sie in der Sprache vorhanden sind, neben einander zu stellen. Ein wenig befremden muß es, wenn der Herr Verfasser S. 174 die Vocale ä, ö und ü für eigentliche Doppellaute, au, ei, ey u. s. f. aber uneigentliche Doppellaute nennet.

Von

Von dieser nothwendigen Bestimmung des Prädicates, welche durch die Casus geschiehet, kommt der Verfasser im zweyten Hauptst. S. 203 f. auf die äußere und zufällige Bestimmung des Prädicates, oder auf die Conjugation des Verbi, welche hier auf eine sehr fruchtbare und gründliche Art aus einander gesetzt wird.

Im 3ten Hauptst. wird S. 252. f. von der zufälligen Bestimmung der in dem Satze vorkommenden Substantive theils nach den drey Personen, theils auch nach ihren Eigenschaften gehandelt, wo folglich vornehmlich die Lehre von den Pronominibus und Adjectivis vorkommt. Der Verfasser widerlegt dabey den gewöhnlichen Begriff, welchen man von den Pronominibus hat, daß sie bloß da seyen, die Stelle der Nominum zu vertreten, und zeigt, daß ihr eigentliches Amt ist, die Substantive zunächst nach den drey Personen, neben bey aber auch noch nach einigen Nebenumständen zu bestimmen. Beyläufig wird S. 260. die gewöhnliche Meinung von dem Geschlechte der Substantive bestritten, daß es von dem an Menschen und Thieren bemerkten Unterschiede des Geschlechtes veranlasset worden. Der Verf. siehet die Geschlechter der Substantive als sinnreich erfundene Classen an, welche bloß dazu da sind, zu zeigen, auf welches Substantiv bey der Zusammenkunft mehrerer die Adjective und übrigen biegsamen Bestimmungswörter ge-

zogen werden müssen. Allein, wenn man erwäget, daß der Ursprung des Geschlechtes der Substantive in die rohesten Zeiten jedes Volkes fällt, da es sich und seine Sprache noch ganz nach dunkeln sinnlichen Vorstellungen bestimmte, so verlieret eine so scharfsinnige Absicht alle Wahrscheinlichkeit. Überdieß würde das Mittel sehr unschicklich und unhinlänglich seyn, weil eben so oft Substantiva eines Geschlechtes, als mehrerer Geschlechter zusammen kommen können. Die von dem Hrn. Verf. gegen die gewöhnliche Meinung vorgetragenen Gründe lassen sich leicht beantworten. Man sehe mein Lehrgeb. der Deutschen Sprache.

Die übrigen Bestimmungen in dem Prädicate, welche durch die Declination und Conjugation nicht haben ausgedruckt werden können, geschehen (im 4ten Hauptst. S. 292. f.) durch Präpositiones und Adverbia. Sehr richtig wird erwiesen, daß die Declinationen und Präpositiones genau zusammen hängen, und daß die letztern bloß da sind, die mangelhafte Declination zu ersetzen. Unter Adverbien verstehet der Verfasser nicht bloß nach dem Vorgange der Griechischen und Lateinischen Sprache Umstandswörter, sondern auch die Beschaffenheitswörter, Adverbia Qualitatis, weil sie das Verbum unmittelbar bestimmen. Am Schlusse dieses Hauptstückes ziehet der Verfasser den Nutzen, welchen die mühsame

same Bestimmung der vielfachen Bedeutungen der Partikeln haben soll, sehr in Zweiffel, wo man ihm wohl in manchen Stücken wird Recht geben müssen, ohne doch die Bemühung derer tadeln zu können, welche die vornehmsten Arten des Gebrauchs der Partikeln in jeder Sprache sammeln und erläutern.

Bisher waren aus dem Begriffe und Baue des Satzes alle Redetheile entwickelt, und bey Gelegenheit von ihrem Gebrauche viel Gutes gesagt worden. Nunmehr kommt der Hr. Verf. in dem dritten Theile zu der Verbindung ganzer Sätze zu einer Periode; einer sehr wichtigen Lehre, welche hier in fünf Abschnitten mit vorzüglichem Fleisse ausgearbeitet ist. Der erste enthält S. 319. f. ein Verzeichniß der vornehmsten Arten der Perioden, wobey zugleich von den Conjunctionen gehandelt wird; der zweyte gibt S. 355. f. allgemeine Regeln, wornach die Worte und Sätze der Periode zu ordnen sind; der dritte beschäftigt sich mit der erzählenden Schreibart; in dem vierten wird S. 391. f. von dem Gebrauche der Participien sowohl zur Zusammenziehung und Verkürzung als auch zur Veränderung und Abwechselung der Rede, doch mehr in Beziehung auf die Griechische und Lateinische, als auf die deutsche Sprache gehandelt, worauf endlich in dem fünften Abschnitte eine

practische Anweisung, die bisher vorgetragenen Grundsätze gehörig anzuwenden, den Beschluß macht.

Nach dieser kurzen Anzeige des Inhaltes ist es unnöthig, noch etwas zur Empfehlung dieses Buches hinzu zu setzen. Wem es um eine gründliche, nicht bloß mechanische und verstandlose Kenntniß der Sprachen zu thun ist, kann dasselbe nicht entbehren, weil er hier mehr wahren Aufschluß erhalten wird, als in allen sogenannten philosophischen Sprachlehren zusammen genommen, und der wird denn auch die scheinbare Weitschweifigkeit des Vortrages gerne übersehen, welche man einem in dem Schulstande grau gewordenen Manne ohnehin nicht verargen kann. Billig sollte in Zukunft keine Sprachlehre geschrieben werden, deren Verfasser nicht auf diesem so schön gelegten Grunde fortbauen sollte. Aber wie viele Zeit wird nicht noch dazu gehören, ehe die in Sprachen so sehr vernachlässigte Deutlichkeit der Begriffe allgemein werden, und die Sprachlehre sich von der verächtlichen Stufe einer freyen Kunst bis zur Wissenschaft heben wird!

Ich habe es bereits in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache gestanden, und wiederhohle es hier mit Danke, daß ich in meiner Deutschen Sprachlehre diesem verdienten Manne manche wichtige Aufklärungen zu verdanken habe, besonders in Ansehung des Begriffes

verschiedener Redetheile und ihres Gebrauches, und der Verkürzung der Sätze durch die Participien, obgleich Hr. Rect. Meiner sich bey den letztern vornehmlich auf die Griechischen und Lateinischen Participia eingeschränket hat. Wer sich die Mühe nehmen will, beyder Arbeiten zu vergleichen, wird leicht sehen, wo ich ihn zum Vorgänger gehabt habe, wo ich noch um mehrere Schritte weiter gegangen bin, und wo ich nach meiner Einsicht anderer Meinung zu seyn nöthig gefunden habe.

10.

Bonerii Gemma s. Boners Edelstein Fabulas C e Phonascorum aevo complexa ex inclyta Bibliotheca ord. S. Ioh. Hierос. Argentorat. — Edidit *Ierem. Iac. Oberlin.* Strasburg 1782. 5 Bog. in 4.

Herr Prof. Oberlin in Strasburg hat sich bereits vorzügliche Verdienste um unsere Litteratur erworben, und Deutschland hat sich von demselben in Zukunft noch weit mehr zu versprechen. Gegenwärtige Schrift enthält eine sehr angenehme Entdeckung, welche jedem Liebhaber der Deutschen Sprache wichtig seyn muß.

Joh. Ge. Scherz gab 1704. zu Strasburg unter dem Titel: Philosophiae moralis Germanorum medii aevi specimina, ungefähr die Hälfte eines alten Deutschen Fabeldichters heraus, welchen die Herren Bodmer und Breitinger unter dem Titel Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, zu Zürch 1757. in klein 8. ganz heraus gaben. So wohl Gottsched, der eine Wolfenbüttelsche Handschrift in Händen gehabt hatte, als die Schweitzer, gaben einen gewissen Burggrafen von Rietenburg zum Verfasser an, von welchem sich einige Strophen in der Mannessischen Sammlung befinden. Lessing entdeckte, nach dem Hrn. von Heinecke, daß diese Fabeln schon längst, und zwar noch im 15ten Jahrhundert gedruckt waren, und sahe zugleich aus der Wolfenbüttelschen Handschrift, daß nicht der von Rietenburg Verfasser derselben sey, wie Gottsched vorgegeben hatte, starb aber, ehe er seine Entdeckung bekannt machen konnte.

Hr. Prof. Oberlin fand zu Strasburg eine überaus vollständige Abschrift dieser Fabeln, und hebet in dieser Schrift nunmehr die Ungewißheit, worin man bisher in Ansehung ihres Verfassers war. Er entdeckt so wohl aus der Einleitung, als aus dem Schlusse, daß der Verfasser Boner geheissen, der diese Sammlung von Fabeln zu Liebe dem ehrwürdigen Manne Herrn

Johann

Johann von Ringkenberg verdeutschet habe. Boner ist freylich sehr unbekannt, nicht aber Johann von Ringkenberg, der aus einem ritterlichen Geschlechte im Zürchgau herstammete, vermuthlich in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhundertes lebte, und von welchem sich in der Manessischen Sammlung Th. 1. S. 187. siebzehn Strophen befinden.

Wir kennen nunmehr einen Schwäbischen Dichter mehr, den ehrlichen Boner, von welchem sich mit der Zeit wohl noch einige Nachrichten werden auffinden lassen, so unbekannt er auch noch jetzt ist.

Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß in Hrn. Langens Materialien zur Öttingischen Geschichte Th. 1. S. 149. f. eine bisher ganz unbekannte Abschrift dieser Fabeln von 1449. beschrieben wird, welche 83 Fabeln enthält, und von dem Zürcher Abdrucke abweicht. Allein in Ansehung des Verfassers läßt sich aus derselben nichts entscheiden.

Hr. Oberlin stellt hierauf eine weitläuftige Vergleichung der Strasburgischen Handschrift mit dem Zürcher Abdrucke an, bemerkt die verschiedenen Lesearten, und schließt mit dem Versprechen, mit Hülfe mehrerer Handschriften eine vollständige und kritisch richtige Ausgabe dieser Fabeln zu veranstalten; ein Versprechen, dessen Erfüllung jeder Liebhaber der Deutschen Sprache

und

und Alterthümer mit dem wärmsten Danke annehmen wird.

Nur in Ansehung der Lesearten, und deren Gebrauch zur Berichtigung des Textes kann ich eine Anmerkung nicht unterdrücken, ob ich gleich glaube, daß sie in Ansehung Hrn. Oberlins, als eines so scharfsinnigen Kenners der Sprache, überflüssig seyn kann. Die Abschriften deutscher Werke dieser Zeit, wurden weder mit Treue noch mit kritischer Gewissenhaftigkeit gemacht, weil Kritik damahls eine ganz unbekannte Wissenschaft war. Man machte sie bloß zum gegenwärtigen Gebrauche, und daher war es sehr gewöhnlich, daß der Abschreiber seinen Codex nach der Mundart seiner Zeit und seines Landes sprechen ließ. Wenn daher sechs Abschriften zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Provinzen von einem und eben demselben Dichter gemacht worden, so werden sie insgesammt von einander abweichen. Man gehet daher wohl am sichersten, wenn man einen Schriftsteller dieser Zeit nach der ältesten Abschrift, die man hat, heraus gibt, weil man dadurch seiner eigenen Sprache immer am nächsten bleibt; obgleich die Abweichungen jüngerer Handschriften zur Verständlichkeit der Urschrift mit Nutzen gebraucht werden können.

Leipzig,

aus der Breitkopfischen Buchdruckerey 1782.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Adelung, Johann Christoph, 1734-1806

Magazin für die Deutsche Sprache

Bd.: 1,1

Leipzig (1783)

L.germ. 8-1,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583302-3
VD18 80252443-001